Dozentenkollegium des Theologischen Seminars Elstal

Anmerkungen zum Thema Gottesdienst

Einleitung

Ohne Gottesdienst ist die christliche Gemeinde nicht denkbar. Der Gottesdienst gehört vielmehr zu ihrem Wesen. Und dies gleich zweifach: Zum einen trägt das Leben der einzelnen Glieder, die zur „Gemeinschaft der Glaubenden“ zusammengeschlossen sind, *als Ganzes* gottesdienstlichen Charakter. Christliches Leben ist „Gottesdienst im Alltag der Welt“ (ERNST KÄSEMANN). Zum anderen versammelt sich die christliche Gemeinde seit neutestamentlicher Zeit zu besonderen gottesdienstlichen Zusammenkünften, die in der Regel am „Herrentag“, dem späteren Sonntag stattfinden. Beide Gestalten – der Gottesdienst im weiteren Sinne eines Gottesdienstes im Alltag und der Gottesdienst im engeren Sinne einer besonderen, liturgisch geordneten Zusammenkunft – sind von der Gemeinde Jesu untrennbar. In diesem Sinne ist der christliche Gottesdienst das Urereignis von Kirche.

Die folgenden Ausführungen gelten dem Gottesdienst im engeren Sinne. Dieser gemeinsame Gottesdienst ist von Anfang an hinsichtlich seines Wesens und seiner Form Gegenstand theologischen Nachdenkens gewesen. Das kann nicht anders sein, und das muss auch so bleiben, solange es lebendige christliche Kirchen und Gemeinden in dieser Welt gibt. Das Kollegium des Theologischen Seminars des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden möchte sich an diesem Nachdenken beteiligen. Dies geschieht mit den nachstehenden Gedanken zu Wesen und Gestaltung des Gottesdienstes sowie mit einigen im besten Sinne anstößigen Thesen, die zu einem Teil aus der Beobachtung gegenwärtiger evangelisch-freikirchlicher Gottesdienstpraxis hervorgegangen sind. Dass es sich dabei nicht um den Versuch handelt, eine „Theologie des Gottesdienstes“ vorzulegen, dürfte schnell klar werden. Weil wir Stoff und Umfang beschränken mussten, konnte z. B. die uns durchaus wichtige missionarische und diakonische Dimension des Gottesdienstes nicht näher behandelt werden. Und dass mit unseren „Anmerkungen“ nicht ein evangelisch-freikirchliches Gottesdienstverständnis normiert werden soll, versteht sich ohnehin von selbst. Die Ausführungen, die sich der regelmäßig stattfindenden theologischen „Sozietät“ der Dozentinnen und Dozenten des Theologischen Seminars in den Jahren 2000 bis 2002 verdanken, wollen ein Gesprächsbeitrag sein.

Alle Beiträge wurden innerhalb der Sozietät diskutiert und in das gemeinsam erarbeitete Konzept eingefügt, sie werden hier jedoch in der Verantwortung ihrer jeweiligen Verfasser abgedruckt. „Das Wesen des Gottesdienstes aus biblisch-theologischer

Sicht“ wurde von WIARD POPKES verfasst, „Gemeinschaft im Gottesdienst nach dem Neuen Testament“ von OLAF KORMANNSHAUS, „Zur Gestaltung einzelner Elemente des Gottesdienstes“ von UWE SWARAT (Abschnitt 1 bis 4), EDWIN BRANDT (Abschnitt 5 bis 7) und GÜNTER BALDERS (Abschnitt 8), die „Anstößigen Thesen“ von CHRISTIANE GEISSER und STEFAN STIEGLER und diese Einleitung von VOLKER SPANGENBERG. In den Anhang haben wir Literaturhinweise über freikirchliche Publikationen zum Gottesdienst aufgenommen, wobei wir diejenigen Publikationen, die nicht aus unserem Bund stammen, mit Rezensionen versehen haben, um deutlich zu machen, in welcher Weise wir mit anderen Freikirchen im Gespräch stehen. Auch die Rezensionen erscheinen natürlich in der Verantwortung ihrer Verfasser.

Das Wesen des Gottesdienstes aus biblisch-theologischer Sicht

Das Wesen des christlichen Gottesdienstes erschließt sich, biblisch-theologisch betrachtet, aus der Eigenart der dabei beteiligten Partner und der dabei geschehenden Kommunikation. Als Gesamtbefund ergibt sich: Christlicher Gottesdienst ist die gemeinsame Begegnung der Gläubigen (also der Gemeinde) mit dem dreieinigen, heiligen und liebenden Gott im Namen Jesu Christi, wobei es zum Einbrechen der Gottesherrschaft kommt, die Versammelten befreit und beschenkt und zugleich über sich selbst hinausgewiesen werden.

1. Gottesdienst geschieht *coram Deo*, d. h. „vor seinem Angesicht“ (Ps 53, 13; Ps 69, 18; Ps 89, 15; Ps 90, 8; Ps 95, 2; Ps 100, 2; Apg 10, 33), in seiner Nähe. Der souveräne Gott hat sich selbst daran gebunden, *allen, die ihn anrufen, nahe zu sein* (Ps 145, 18); er ist *nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind* (Ps 34, 19). *Gott ist gegenwärtig*: Das ist die grundlegende Aussage für den Gottesdienst. Gott verheißt seine Gegenwart und lädt ein zur Begegnung mit ihm. Weil die Gegenwart Gottes etwas Einzigartiges und Unvergleichbares ist, erhält auch der christliche Gottesdienst einen unaustauschbaren Charakter, der ganz vom Wesen des Gottes bestimmt ist, der sich in der von der Bibel bezeugten Heilsgeschichte offenbart hat. Das Wesen Gottes umfasst seine Heiligkeit und seine Liebe. Gottesdienst umschließt daher beides, eine *heilige Scheu* (Jes 6, 2-5) wie auch vertrauensvolle Liebe (1. Joh 4, 16-19). Der dreieinige Gott offenbart sich als mit den Menschen kommunizierender Gott; er ist in seinem Wort nahe (Dtn 30, 24; Röm 10, 8). Auch für den Gottesdienst gilt: *Im Anfang war das Wort* (Joh 1, 1). Dieses Wort hat in Jesus Christus Menschengestalt angenommen. Christlicher Gottesdienst ist deshalb auf Christus hin orientiertes Geschehen. Die Herrschaft Gottes ist dort gegenwärtig, wo Jesus Christus ist (Lk 11, 20; Lk 17, 21; vgl. Phil 4, 5). Jesus verheißt, dort gegenwärtig zu sein, wo sich auch nur *zwei oder drei in seinem Namen versammeln* (Mt 18, 20). Er nimmt sie auf in den Bereich seines Heils, seines Schutzes, seiner Führung und seiner Herrschaft (Joh 6, 56; Joh 14, 20; Röm 8, 1; 2. Kor 5, 27); sie sind *in Christus*, und er ist *in den*

Seinen. Die Kommunikation mit Gott wird durch den Heiligen Geist vermittelt. Nur *im Geist und in der Wahrheit* kann man Gott anbeten (Joh 4, 23f.); der Geist nimmt sich der Anliegen der Gläubigen an (Röm 8, 26f.). Der Paraklet wird die Jünger Jesu erfüllen und in alle Wahrheit führen (Joh 14, 17; Joh 15, 26; Joh 16, 13). Weil der Gottesdienst von der Gegenwart Gottes lebt, wird seine Qualität in der Praxis daran gemessen, ob Menschen dort Gott finden, zur Selbsterkenntnis gelangen und ihnen klar wird, *dass Gott mitten unter euch ist* (1. Kor 14, 14f.); ob sie zum Glauben an Gottes gute Botschaft finden (Röm 10, 8-17).

2. Die Begegnung mit Gott beruht nach biblischem Zeugnis auf der Anrufbarkeit Gottes, auf seiner Zusage also, mit uns in Kommunikation zu treten. Anzeichen dessen ist die Offenbarung des *Namens Gottes* (vgl. Ex 3, 13-16). Die Menschen, die in Gottes Nähe kommen, versammeln sich in seinem bzw. in Christi Namen (z. B. Ps 129, 8; Mi 4, 5; 1. Kor 1, 2; Kol 3, 17). Sie werden „die den Namen des Herrn anrufen“ genannt (Ps 116, 4; Joel 3, 5; Zeph 3, 9; Apg 2, 11; 1. Kor 1, 2). Gottesdienst ist eine Begegnung mit Gott, bei der die Gemeinde von ihrer „Zugangserlaubnis zur Gnade“ Gebrauch macht (Röm 5, 2). Die Begegnung ist auf Kommunikation in beiderlei Richtung angelegt. Gott spricht zu uns in seinem Wort (vgl. Hebr 1, 1f.). Die Gläubigen, die Gott anrufen, sprechen sich aus vor Gott, und zwar in Lob, Dank, Klage, Freude, Trauer, Fürbitte usw. Der „Name des Herrn“ bezeichnet die Ansprechbarkeit Gottes und damit die Anwesenheit Gottes. Zugleich ist damit signalisiert, dass die Gläubigen sich dieses Namens „in Vollmacht“ in ihrem Handeln bedienen dürfen (z. B. Apg 3, 3). Die Gemeinde darf sich auf Gott berufen.

3. Wo Gott in seiner Heiligkeit und Liebe Menschen begegnet, wo sich Gottes Herrschaft ausbreitet, da kommt es zu *Auswirkungen* bei diesen. Die Heilsgeschichte zeigt Gott, den Schöpfer, speziell als Befreier seines Volkes (z. B. Ex 20, 2); sein Eingreifen überwindet alle Gegenmächte bis hin zum Tod (eschatologisch gesehen, Röm 8, 31-39). Hindernisse werden überwunden, Sünden vergeben, Wunden geheilt, wie die Geschichte Jesu zeigt. Der Gottesdienst wird immer wieder zum Einbrechen der Gottesherrschaft in unsere unheile Welt. Die Heiligkeit Gottes umfasst auch das uns an ihm Verborgene, ist doch Gott der „ganz andere“. Seitens der Menschen kann das Vor-Gott-Treten nur in Ehrfurcht vor der Heiligkeit Gottes und mit der Bitte „Kyrie eleison“ sowie dem Bekennen der Sünden erfolgen. Zugleich erfüllen Dankbarkeit und Freude die Begegnung mit Gott (Kol 3, 16f.). Denn Gott beschenkt die Seinen auf vielfältige Weise – mit Vergebung, Friede und Zuversicht (Röm 5, 1-11), Trost (Ps 60, 3; Ps 80, 4.8.20; Jes 40, 13; 2. Kor 1, 4f.), Beistandsverheißung (Jos 1, 5f.), geistlichen Gaben (Röm 12, 6; Eph 4, 7f.) und vielem anderen mehr, vor allem der *Gabe des Lebens* (Röm 6, 23). Die Auswirkungen der Begegnung mit Gott betreffen nicht nur die Lebensumstände der Gläubigen, sondern diese selbst als „nach dem Bild Gottes Geschaffene“. Das Wesen Gottes will sie prägen, so dass sie wieder verwandelt werden in das Ebenbild Gottes, das in Christus aufleuchtet (2. Kor 3, 18; 4, 4-6). Die Gemeinde soll das kollektive Bild Gottes werden; der Umgang untereinander spiegelt das innertrinitarische Verhalten wider (Joh 17). Weil Gott heilig ist, sollen auch die Gläubigen es sein (Lev 19, 2); Jesus moduliert diese Aussage in Richtung

auf Vollkommenheit (Mt 5, 48) bzw. Barmherzigkeit (Lk 6, 36). Ähnliche Aussagen finden sich über die Liebe und die Einheit (Joh 13, 34; Joh 17, 21). Weil Gott befreit und beschenkt, will der Gottesdienst die Christen dazu anleiten, auch ihrerseits befreiend und beschenkend tätig zu sein (Röm 15, 1-7; Hebr 13, 16). Die Gegenwart Gottes ist somit ein prägendes, veränderndes Geschehen, das uns umgestaltet.

4. Gottesdienst ist auf Seiten der Gläubigen ein *Zusammenkommen* (1. Kor 7, 5; 1. Kor 11, 17.20.33f.; 1. Kor 14, 23.26), also ein gemeindliches Geschehen; allenfalls in Ausnahmesituationen (wenn Menschen in Einsamkeit sein müssen) auch eins des Einzelnen. Solche Gemeinschaft ist ein gemeinsames Teilhaben an den Segnungen Gottes (1. Kor 10, 16f.). Das Zusammenkommen ist auf Einheit, „gleichen Sinn“, Einmütigkeit, gegenseitige Ehrerbietung und Anteilnahme angelegt (Röm 12, 9-21; Phil 2, 1-4; 1. Kor 12, 12ff.; Apg 4, 32), unbeschadet der Vielfältigkeit der Teilnehmenden (1. Kor 12, 4-30). Gottesdienstliche Versammlung ist daher nie ein nur äußerliches Geschehen, sondern ein innerer, vom Heiligen Geist gewirkter Gleichklang, der die Beteiligten erfasst und der Auswirkungen auf das Verhalten untereinander hat (1. Kor 11, 18ff.; Apg 2 und 4). Gottesdienst ist zugleich ein Austausch von Gaben; denn man bringt mit, was man von Gott empfangen hat (1. Kor 14, 26ff.). Die *Heiligen werden zugerüstet* zu ihrem Dienst, damit *der Leib wächst* (Eph 4, 12-16). Gottesdienst untersteht dem Kriterium des *Aufbauens* (1. Kor 8, 1.10; 1. Kor 10, 23; 1. Kor 14, 4.17) der Gemeinde als ganzer wie auch der einzelnen Glieder, in Sonderheit der schwachen durch die starken (Röm 14-15).

5. Gottes Wirken hat die gesamte Schöpfung im Blick. Gottesdienst geschieht deshalb in einer *Dreiecksbeziehung* zwischen Gott, seiner Gemeinde und der Welt. So wahr sich die Gottesherrschaft dort realisiert, wo Menschen sich Gott anvertrauen, so sehr ist der Prozess der Herrschaftsaufrichtung erst dann vollzogen, wenn *alle Feinde überwunden* sind und *Gott alles in allem ist* (1. Kor 15, 23-28). Deshalb sendet Jesus seine Jünger in die Welt (Joh 17, 18; Joh 20, 21; Mt 10, 16; Mt 28, 19f.; Apg 1, 8). So gewiss die Gemeinde der *Leib Christi* ist, so hat doch dieser Leib eine universale, weltweite Dimension (Kol 1, 19-22). Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen (1. Tim 2, 4). Auch die Kreatur ist hineingenommen in das Sehnen nach der Erlösung (Röm 8, 19-22), bis ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen (Offb 21, 1). Am Ende werden alle die Herrschaft Christi anzuerkennen haben (Phil 2, 9-11). Die Gemeinde begegnet also Gott in dem Bewusstsein, dass sie nicht allein ist auf der Welt; vielmehr stehen gewissermaßen die Türen nach draußen ständig offen. Der Gottesdienst der Gemeinde ist zugleich Vorbereitung auf den Gottesdienst im Alltag der Welt (Jak 1, 26f.; Röm 12, 1f.).

6. Gott steht über den Zeiten; Jesus Christus ist *gestern, heute und derselbe in Ewigkeit* (Hebr 13, 8). Gottes Anwesenheit lässt den Gottesdienst zu einem unsere Zeiten übergreifenden Geschehen werden. Gottesdienst umfasst alle *drei (irdischen) Zeitdimensionen*. Die Vergangenheit wird bereinigt dadurch, dass Gott Sünden vergibt. Die Heilsgeschichte wird vergegenwärtigt. Die Zukunft wird empfangen durch die Verheißung des Beistands des Herrn (Mt 28, 10) und des *beim Herrn sein alle Zeit* (1.

Thess 4, 17). Die Gegenwart schließlich wird durch die göttliche Präsenz erleuchtet (1. Joh 1, 5-7). Gottesdienst *vor dem Angesicht Gottes* partizipiert an Gottes Ewigkeit und an deren Herrlichkeit. Gottesdienst ist die Erfahrung des *Lichts, das Gott aufleuchten lässt in unseren Herzen, auf dass durch uns entstünde die Erleuchtung der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Jesu Christi* (2. Kor 4, 6; vgl. 2. Kor 3, 18). Durch die Nähe und Zuwendung Gottes kommt es zur *Wiederkehr des Glanzes*, ging doch eben dieser durch den Sündenfall verloren (Röm 3, 23). Der die Zeiten umspannende Charakter des Gottesdienstes wird speziell in der Feier des Herrnmahles erfahrbar. Die Einsetzungsworte handeln von der Vergegenwärtigung der Geschichte Jesu, von der Erfüllung des Bundes Gottes mit uns und von der Vollendung im Reich Gottes. Damit wird die Gemeinde daran erinnert, dass sie *wanderndes Gottesvolk* ist; jeder Gottesdienst ist ein Ereignis auf dem Weg, geprägt von Hoffnung ebenso wie von Glaube und Liebe (1. Kor 13, 13).

„Gemeinschaft“ im Gottesdienst nach dem Neuen Testament

Um den Gottesdienst als Gemeinschaftsgeschehen angemessen zu verstehen, müssen wir auf das Verständnis von Gemeinschaft achten, wie es im Neuen Testament herrscht. Eine Schlüsselstelle dafür steht in Hebr 13, 16: *Vergesst nicht, Gutes zu tun und mit anderen zu teilen, denn an solchen Opfern hat Gott Gefallen*. Oder nach Zürcher Bibel: „Wohltätigkeit und (Pflege der) *Gemeinschaft* vergesst nicht!“ Im Griechischen steht für die kursiv gedruckten Wörter der Begriff *koinonía*.

Die vorausgehenden Verse 10-14 fassen die für den Hebräerbrief zentrale Sühnetheologie zusammen: Christus, der wahre Hohepriester, hat uns durch sein Blut versöhnt. Anderer Opfer bedarf es nicht mehr. Die V 15f. wenden sich dem *Gottesdienst* zu: Er besteht aus zwei Teilen: dem *Lobopfer*, das heißt: die Lippen bekennen und preisen den Namen Gottes; und dem Opfer durch Wohltätigkeit und *koinonía*, was immer sie ausmacht.

Koinonía ist im Griechischen zunächst ein Allerweltswort. Das zugrunde liegende Adjektiv bedeutet sowohl „*allgemein*“ als auch „*gemein(sam)*“; *der Gegensatz* ist *idios*: „eigen“. Das Substantiv heißt zunächst *Teilhabe*, später auch *Teilgabe*; es meint dann ein *beidseitiges* Verhältnis, mal steht die *empfangende*, mal die *gewährende* Seite im Vordergrund. Man kann *koinonía* auch so wiedergeben: Aus Anteilhaben und Anteilgeben wird Gemeinschaft (vgl. Röm 1, 11f.). Im Profangriechischen betrifft *koinonía* verschiedene Gemeinschaftsverhältnisse: Freundschaft, Interessengemeinschaft, Rechtsverhältnisse; *koinonós* ist der Geschäftsteilhaber. Sodann steht *koinonía* für eine enge oder in der Ehe für die völlige Lebensgemeinschaft.

Im Neuen Testament ist *koinonía* von Christus her qualifiziert. Gott hat die Gläubigen berufen zur *koinonía* mit dem Sohn, d. h. zur Anteilhaft am Sohn (1. Kor 1, 9). Im *Abendmahl* drückt der Kelch die *Teilhabe* am Blut Christi, das Brot die *Teilhabe* am Leib Christi aus. Die Teilnehmer am Abendmahl sind *Genossen Christi* (und

sollen darum Kultmahle fremder Gottheiten meiden!). Der Genuss von Brot und Wein bezeichnet die Anteilhaftigkeit am gekreuzigten und erhöhten Christus.

Die *Christusgemeinschaft* führt notwendig zur *Christengemeinschaft*, zur Gemeinschaft der Glieder untereinander. *Anteilhaben* geht in *Anteilgeben* über. Diese gewährende Bedeutung „jemandem Anteil geben an etwas“ ist im Profangriechischen weit seltener, im Neuen Testament aber mehrmals, besonders bei Paulus herausgehoben. In Phil 4, 15 hebt er die Verbundenheit im Geben und Nehmen mit der Gemeinde in Philippi hervor; die Gemeinde *nimmt* teil an den geistlichen Gaben des Apostels und *gibt* teil an ihren materiellen Gütern. *Koinonía* kann sogar zum Begriff für die *Kollekte* werden, aber eben nicht einfach als *Geldtransfer*, sondern als Ausdruck der Gemeinschaft der Christen untereinander.

Auch im Hebräerbrief qualifiziert sich Gemeinschaft an der Teilhabe an Christus (*métechein* ist Wechselbegriff zu *koinonéin*): Hebr 3, 1: Teilhabe an der himmlischen Berufung; Hebr 3, 14: Teilhabe an Christus; Hebr 6, 4 Teilhabe am Heiligen Geist. Der Abschnitt Hebr 2, 14-17 handelt vom Gleichwerden Jesu mit den Menschen: Christus hat nicht die Natur der Engel, sondern der Menschen angenommen. Er hat Teil an Fleisch und Blut der Menschen, wird *in allem*, mit seiner gesamten Existenz (V 17), seinen Brüdern gleich, um ihnen Anteil zu geben am Sieg über den Tod und die Machthaber des Todes. Christus – der Sohn Gottes – hat irdische Brüder und Schwestern (Hebr 2, 11). Er hat *Anteil genommen* an Versuchung und Leiden, um denen zu helfen, die in Versuchung geführt werden; er hat an der Versuchlichkeit der Menschen *Anteil genommen*, um ihnen *Anteil zu geben* an seinem hohepriesterlichen Versöhnungsdienst und um ein barmherziger und treuer Hoherpriester vor Gott zu sein.

Die in Hebr 13, 16 geforderte *koinonía* der Gläubigen untereinander hat also durchweg ihren Bezugspunkt in der *koinonía* Christi. *Koinonía* hat einen außerordentlich hohen, zentralen Rang! Sie wird ausdrücklich als „Opfer“ bezeichnet, das Gott gefällt; nicht länger als kultisches Opfer; dessen Notwendigkeit hebt der Hohepriester durch sein einmaliges und einzigartiges Opfer seines Lebens ein für allemal auf (Hebr 7, 27). Gutes tun, Wohl tun und Gemeinschaft treten an die Stelle des kultischen Opfers. Gemeinschaft ist also weit mehr als christliche Geselligkeit, als ein netter, oberflächlicher Austausch, sie ist ein hohepriesterlicher Dienst.

Die „Gemeinschaft“ der Gemeinde ist unverwechselbar, eindeutig, unterscheidbar, denn sie leitet sich von der Christusgemeinschaft ab, nicht von irgendeiner Vereinsmentalität. Darum dürfen wir bei den Konkretionen nicht von der Empirie, sondern nur von Christus her denken! So naheliegend die Frage ist: Was fördert bzw. was hemmt Gemeinschaft? (so fragt z. B. die Psychologie), so deutlich müssen *wir* fragen: Bildet unsere Gemeinschaft ab, wie Christus an uns teilhat und uns an sich selbst teilhaben lässt?! Wenn Christus menschliches Fleisch und Blut angenommen hat, ist diese Gemeinschaft nicht nur geistig oder abstrakt zu denken. Die Hinweise auf Kelch und Brot im Abendmahl oder die Wortbedeutung von *koinonía* als nachzählbare Kollekte unterstreichen, dass Gemeinschaft nur konkret zu denken ist. „Einander mitzuteilen und miteinander zu teilen vergesst nicht.“

Auch und gerade im Gottesdienst geht es um Anteil nehmen und Anteil geben.

Warum beschränken wir uns auf die Nennung der Kranken? Was wissen wir voneinander? Wir brauchen eine Kultur des Anteilgebens und -nehmens, die nicht platt oder distanzlos ist, oder gar peinlich. Der Gemeinschaftsteil im Gottesdienst, im Bibelgespräch oder im Hauskreis nimmt quantitativ oft einen großen Raum ein, aber wie sieht er aus im Blick auf die Qualifizierung durch die Christusgemeinschaft? Es geht um die Fähigkeit, sich mitzuteilen, vom Glauben zu reden, auch von der eigenen Versuchlichkeit: Jesus, der Hohepriester, der in allem wie wir in Versuchung geführt wurde (Hebr 4, 15), steht uns in unseren Versuchungen bei (Hebr 2, 18). Die Fähigkeit, am Ergehen der Schwester und des Bruders Anteil zu nehmen, erlernen wir nicht in der Schule und schon gar nicht in den Talkshows der Fernsehanstalten. Gemeinde dagegen kann ein Raum werden, in dem wir unsere Unfähigkeit überwinden lernen und unsere Sprache im Studium der Schrift finden und lernen. Wir brauchen ein seelsorgerliches Klima in der Gemeinde: Miteinander Erfahrungen teilen, nicht nur Erfolg präsentieren, sondern auch über die Erfahrungen reden lernen, die nicht gelungen sind, damit wir und andere lernen können.

Gemeinschaft heißt, dass wir alles miteinander teilen, Stärken *und* Schwächen. Aber Gemeinschaft heißt auch, dass wir unterscheiden können und nicht *alles* einander mitteilen müssen, distanzlos, übergreifig, grenzüberschreitend, fordernd. Gemeinschaft ist das Nicht-Besitz-Ergreifen von anderen, sondern wahren von Respekt, ist behutsam, unterscheidet das Geheimnis von Heimlichkeiten. Nur wer für sich sein kann, ist fähig zur Gemeinschaft. Nur wer schweigen kann, ist fähig, im Sinne der *koinonía*, Anteil zu geben und mitzuteilen. Eine solche Gemeinschaft, mit der Gabe der Unterscheidung ausgestattet, tut einander wohl und ehrt Christus: an solchen Opfern hat Gott Gefallen (Hebr 13, 16).

Zur Gestaltung einzelner Elemente des Gottesdienstes

Die Gestaltung des Gottesdienstes muss im Ganzen und im Einzelnen von seinem Wesen geprägt sein. Wir wollen deshalb im Folgenden verschiedene Einzelelemente eines evangelisch-freikirchlichen Gottesdienstes ansprechen und Hinweise zu ihrer Bedeutung und ihrer angemessenen Durchführung geben. Wir erstreben dabei keine Vollständigkeit, sondern beschränken uns auf einige traditionell gebräuchliche Elemente, deren anscheinend selbstverständliches Vorkommen nicht dazu verleiten sollte, ihre Berechtigung und ihren Sinn ungeklärt zu lassen. Ausgeklammert werden außerdem die Predigt sowie Taufe und Abendmahl, denn sie bräuchten eine ausführliche Behandlung, die wir hier aus Umfanggründen nicht leisten können.

I. Grundsätzliches zu den Gestaltungsfragen

Dass sich der Gottesdienst einer Gemeinde in Formen vollzieht, die nicht jeweils spontan entstehen, sondern regelmäßig wiederkehren und in bestimmten Umfang feststehen, ist als solches kein Mangel an geistlicher Lebendigkeit, sondern Konse-

quenz aus unserer menschlichen Konstitution. Wir Menschen können unser Verhalten nicht überall spontan gestalten, sondern brauchen Institutionen und Rituale, die uns entlasten und uns Sicherheit vermitteln. Wo uns vorgegebene Verhaltensformen angeboten werden – im Alltag des Lebens oder auch im Gottesdienst – dürfen wir sie deshalb zunächst als Ausdruck der Schöpfergüte Gottes dankbar annehmen. Die traditionellen Formen eines Gottesdienstes müssen aber ständig mit Leben erfüllt werden, damit sie eine Stütze bleiben und nicht zu einer Last oder einer Fessel werden. Dazu ist es unbedingt erforderlich, dass die Gemeinde sich nicht nur über den Sinn des Gottesdienstes im großen Ganzen, sondern auch über Sinn und Bedeutung seiner einzelnen Teile im Klaren ist. Wo die Elemente des Gottesdienstes zu einer Tradition werden, die man nicht mehr versteht, kann es auch zu keiner inneren Beteiligung an ihnen kommen. Sie werden dann zu einer toten Form und über kurz oder lang entweder ganz aufgegeben oder mit einem Sinn verbunden, der mit dem ursprünglichen nichts mehr zu tun hat. Darum muss der Gemeinde, vor allem der nachwachsenden Generation und den von außen Hinzugekommenen, der Ablauf des Gottesdienstes regelmäßig erläutert werden.

Die Gestaltung des Gottesdienstes ist nach unserer freikirchlichen Überzeugung nicht allein Sache eines ordinierten Amtsträgers, sondern der gesamten Gemeinde. Die Gemeinde nimmt ihre Verantwortung so wahr, dass sie aus ihren Reihen für diese Aufgabe begabte und vertrauenswürdige Personen beruft. Das sollten neben den theologisch ausgebildeten, ordinierten Personen noch weitere Gemeindeglieder sein. Für den einzelnen Gottesdienst ist es jedoch ebenso wenig wünschenswert, dass der Prediger den gesamten Gottesdienst allein gestaltet, wie dass derart viele Personen am Ablauf beteiligt sind, dass die Feier ihre Geschlossenheit verliert. Die für die Gottesdienste verantwortlichen Personen handeln stellvertretend für die übrigen Gemeindeglieder und haben deshalb in ihrem Dienst von allen Eigenmächtigkeiten und Eigenwilligkeiten abzusehen. Der Gottesdienst ist kein Feld für irgendwelche Machtproben, für unabgesprochene Experimente oder für die Verwirklichung bloß individueller Vorlieben.

Wenn wir im Folgenden bei den einzelnen Elementen des Gottesdienstes von dem Liturgen sprechen (gemäß dem griechischen Wort *leiturgia*, Liturgie, für Gottesdienst), dann meinen wir damit nicht nur das männliche Geschlecht und auch nicht nur eine ordinierte Person. Der Liturg ist für uns diejenige Person, die für den jeweils angesprochenen Teil des Gottesdienstes verantwortlich ist.

2. Beginn und Ende

Beginn und Ende eines Gottesdienstes sind für seinen Gesamtcharakter von entscheidender Bedeutung. Vor allem durch sie wird das Verhältnis der gottesdienstlichen Feier zum gottesdienstlichen Leben im Alltag deutlich gemacht. Dass der Gottesdienst (im engeren Sinne der Feier) gegenüber den sonstigen Tätigkeiten eines Christen etwas Besonderes ist, nämlich etwas anderes und etwas Nicht-Alltägliches, das wird besonders durch seinen Anfang und seinen Schluss herausgestellt.

Der *Anfang* gibt dabei den Ton vor, dem der Gottesdienst im Weiteren folgt. Es muss darum gleich zu Beginn deutlich werden, dass die Versammlung tatsächlich ein Gottesdienst ist, eine Zusammenkunft also, in der Kommunikation mit Gott geschieht als Grundlage für die Kommunikation untereinander. Unangemessen ist es deshalb, wenn die ersten Worte, die in der Versammlung öffentlich gesprochen werden, nicht den Bezug zu Gott deutlich machen, sondern auf der horizontalen Ebene der zwischenmenschlichen Beziehungen bleiben. Dies geschieht manchmal aus Gedankenlosigkeit, wenn der Liturg auf einen Begrüßungsstil verfällt, der einer Vereins-sitzung oder einer Familienfeier angemessen wäre, manchmal aus „antiklerikaler“ Haltung, die alles, was traditionell „kirchlich“ wirkt, für ungeistlich-veräußerlicht hält, neuerdings vermehrt auch aus der Überzeugung heraus, man müsse die anwesenden kirchenfernen Gäste „abholen“, indem man einen Stil wählt, der aus Fernseh-Sendungen bekannt ist, den Gästen also zunächst den Eindruck ersparen will, sie säßen in einem Gottesdienst. Im letztgenannten Fall versteht sich der Liturg üblicherweise als Moderator. Dass diese säkulare Gestaltung ein unwürdiges Versteckspiel ist, liegt auf der Hand. Ein Gottesdienst soll vielmehr von Anfang an erkennbar als das gestaltet werden, was er in Wahrheit ist, nämlich als Gottesdienst. Er beginnt deshalb angemessener Weise damit, dass derjenige benannt wird, in dessen Namen die Versammlung stattfindet, nämlich der dreieinige Gott. Erst danach hat auch eine zwischenmenschliche Begrüßung ihren Platz.

Mit dem *Ende* des Gottesdienstes wird in unseren baptistischen Gemeinden bisher weniger experimentiert als mit dessen Beginn. Die legere oder bewusst säkulare Form, die des Öfteren am Anfang gewählt wird, fehlt am Ende zumeist; hier steht immer noch ein Segensspruch. Das Empfinden dafür, dass klar identifizierbare gottesdienstliche Formen wichtig sind, ist also noch nicht ganz verschwunden. Der Segen am Ende des Gottesdienstes bezeichnet und vermittelt den Schutz und die Kraft, die aus der Begegnung mit Gott mitgenommen werden können in den Alltag. Unsicherheit besteht jedoch häufig darüber, welches die angemessene Form des Segens ist. Man kann den Segen in Form einer Bitte an Gott oder in Form eines Zuspruchs im Namen Gottes an die Versammlung sprechen. Beides ist legitim, muss in der Form jedoch unterschieden und dann bewusst gewählt werden. Inhaltlich ist der Liturg frei, ob er sich an biblische Segensworte anschließt oder andere Formulierungen wählt. Schließt er sich an biblische Segensworte an, so sollte er den Reichtum der Texte ebenso beachten wie den Nutzen, den die Wiederholung vertrauter Worte für die Gemeinde hat. Es empfiehlt sich also ebenso wenig, immer ein und dasselbe Segenswort zu wählen, wie in jedem Gottesdienst ein anderes zu gebrauchen. Wählt der Liturg andere, d. h. nicht der Bibel entnommene Formulierungen, muss er beachten, dass aus dem Segen *für* die Versammelten nicht unbemerkt ein Appell *an* die Versammelten wird. Außerdem sollten die im Umlauf befindlichen vorformulierten Segensworte daraufhin überprüft werden, ob sie nicht allzu sentimental und kitschig sind.

3. Die Gebete

Die Gebete sind dasjenige Element im Gottesdienst, das am direktesten die Kommunikation mit Gott vollzieht, durch das also die „vertikale“ Ebene des gottesdienstlichen Geschehens besonders deutlich wird. Je weniger Zeit und Gewicht die Gebete im Gottesdienst erhalten, umso stärker verwandelt sich die Zusammenkunft in eine bloß zwischenmenschliche Begegnung. Deshalb ist es z. B. sehr bedenklich, wenn ein Gottesdienst schon verschiedene Lieder und Wortbeiträge, u. U. von der Anwesenden informierender und/oder unterhaltender Art umfasst, bevor überhaupt ein erstes Gebet gesprochen wird. Das *erste Gebet* gehört vielmehr nahe an den Anfang des Gottesdienstes; sein Inhalt sollte Ausdruck der Ehrerbietung gegenüber Gott sein und die Bitte um Gottes segensreiche Gegenwart im Gottesdienst enthalten. Wenn am Anfang ein Bibelwort (z. B. der Wochenspruch) zitiert wurde oder der Name des Gottesdienstes im Kirchenjahr, dann kann auch dies im Anfangsgebet aufgegriffen werden.

In den traditionellen baptistischen Gottesdiensten kommt das Gebet zumeist an zwei Stellen vor: im Teil vor der Predigt, nämlich im Anschluss an die Schriftlesung, und im Teil nach der Predigt und dort in Form einer Gebetsgemeinschaft. Wenn das Gebet im Anschluss an die Schriftlesung das *einzigste Gebet* ist, das *vor der Predigt* gesprochen wird, dann treten gewöhnlich zweierlei Mängel auf. Entweder wird das Gebet inhaltlich und zeitlich überfrachtet. Der Liturg spürt die Notwendigkeit, alle Aufgaben der gottesdienstlichen Gebete zu erfüllen und bemüht sich deshalb, in seinem Gebet sowohl der Anbetung Gottes und dem Dank für seine Wohltaten als auch der Bitte und der Fürbitte Raum zu geben. Das ist dann gewöhnlich zu viel auf einmal. Oder es kommen an sich notwendige Gebetsgegenstände gar nicht vor (etwa die Fürbitten für Anliegen außerhalb der eigenen Ortsgemeinde, wie z. B. für die politischen Gewalten), weil der Liturg das Gefühl hat, nicht zu viel auf einmal sagen zu dürfen, aber eine andere Gelegenheit zum Gebet außer der Gebetsgemeinschaft nicht mehr gegeben ist. Im schlimmsten, leider nicht sehr seltenen Fall treten beide Mängel zugleich auf, d. h. das Gebet ist zu lang und inhaltlich überfrachtet, und es fehlen dennoch wichtige Bereiche. Dem kann aber dadurch abgeholfen werden, dass man im Gottesdienst von vorneherein mehrere Gebetszeiten vorsieht, die jeweils unterschiedlichen Bereichen gewidmet sind. Es gibt dann eine Gebetszeit, in der Anbetung, Lob und Dank im Vordergrund stehen, eine weitere, in der Gebetsanliegen der eigenen Gemeinde Raum haben (z. B. die Fürbitte für die Kranken und Alten oder für Veranstaltungen der Gemeinde) und eine dritte, die bewusst den Anliegen der Öffentlichkeit (Fürbitte für Regierungen, Parlamente, Gerichte und Massenmedien) und der übergemeindlichen christlichen Arbeit gewidmet ist (dem Gemeindebund, der weltweiten Mission, Israel, den anderen christlichen Kirchen). Wenn man fremde oder eigene Not vor Gott bringt, braucht man sich nicht zu scheuen, auch in gottesdienstlichen Gebeten – dem biblischen Vorbild gemäß – Gott das Leid zu klagen.

Eine besondere Zeit des Anbetens, Lobens und Dankens zu haben, ist durch den Einfluss der charismatischen Bewegungen in vielen unserer Gemeinden bereits üb-

lich geworden und wird zumeist *Lobpreis(teil)* genannt. Die Gebete werden dabei gewöhnlich von kurzen Liedstrophen unterbrochen. Aus dem eben genannten Grund, dem Nutzen thematisch unterschiedener Gebete, ist diese Entwicklung begrüßenswert. Bei der Gestaltung muss freilich darauf geachtet werden, dass die Lieder und Gebete nicht so einseitig gefühlbetont sind, dass eine „richtige“ Anbetung mit einer speziellen, gehobenen Stimmung verwechselt wird. Deshalb ist auch davon abzuraten, dieselbe Liedstrophe mehr als zweimal hintereinander zu singen. In manchen Gemeinden tritt während der Lobpreiszeiten auch das sog. Sprachengebet oder die *Zungenrede* auf. Für den Umgang mit ihr ist es bis heute am weisesten, sich an die Regel des Apostels Paulus (1. Kor 14, 27f.) zu halten: *Wenn jemand (im Gottesdienst) in Zungen redet, so seien es zwei oder höchstens drei, und einer nach dem andern; und einer lege es aus. Ist aber kein Ausleger da, so schweige er in der Gemeinde und rede für sich selber und für Gott.* Diese Regel ist deshalb verbindlich, weil sie zur Geltung bringt, dass alles Geschehen im Gottesdienst der Erbauung, d. h. der geistlichen Förderung der versammelten Gemeinde dienen soll und deshalb auch für alle verständlich sein muss. Das mancherorts beliebte gemeinsame Singen in Zungen widerspricht der apostolischen Anweisung und muss darum unterlassen werden.

An mindestens einer Stelle im Gottesdienst sollte Raum für eine *Gebetsgemeinschaft* sein, d. h. die Möglichkeit bestehen, dass sich mehrere Anwesende spontan an den Gebeten beteiligen können. Es kommt damit zur Geltung, dass in einem Gottesdienst nicht alles vorgeplant sein muss und dass auch die nicht speziell Vorbereiteten am Gottesdienst mitwirken können. Der übliche und auch sinnvolle Platz für eine solche Gebetsgemeinschaft ist die Zeit nach der Predigt, denn so können die Anwesenden Gott sogleich auf das antworten, was sie aus seinem Wort durch die Predigt vernommen haben. Trotz der Spontaneität, die hier Raum hat, bedarf es aber auch einer gewissen Disziplin der Beteiligten. Es ist nämlich zu bedenken, dass – nach der guten Anweisung des Apostels Paulus (1. Kor 14, 17.26) – alles, was im Gottesdienst geschieht, nicht einfach dem persönlichen Bedürfnis des Handelnden entsprechen, sondern dem geistlichen Aufbau der gesamten Gemeinde dienen soll. Dementsprechend sollen auch die Gebete in der Gebetsgemeinschaft nicht nur private Befindlichkeiten zum Ausdruck bringen, sondern den übrigen Anwesenden geistlich von Nutzen sein. Das erfordert, dass die Gebete akustisch und inhaltlich verständlich sind und dass sie so formuliert werden, dass die übrigen Anwesenden sie sich zu eigen machen können.

Nach außen wird das innere Mitbeten der Zuhörenden dadurch deutlich, dass sie das Gehörte am Ende mit einem vernehmbaren „Amen“ („so ist es, so soll es sein!“) bekräftigen. Es muss daher als ein Missstand beurteilt werden, wenn die Bekräftigung durch „Amen“ nur zaghaft und kaum vernehmbar oder gar nur noch am Ende der gesamten Gebetszeit pauschal für alles Gehörte erfolgt. Missbraucht wird die Gebetsgemeinschaft, wenn einzelne Teilnehmer in Form eines Gebetes die Predigt zu korrigieren versuchen, andere Menschen anklagen oder sich selbst positiv darzustellen versuchen. Kommt so etwas häufiger vor, müssen die Betroffenen von

der Gemeindeleitung seelsorglich ermahnt werden. Den Abschluss der Gebetsgemeinschaft kann ein gemeinsam gesprochenes Vaterunser bilden. Damit wird nicht nur die Gemeinsamkeit des Gebetes unterstrichen, sondern auch ein Anschluss an die gottesdienstliche Tradition der übrigen Christenheit hergestellt.

Ein Gottesdienst ist in allen seinen Teilen, auch in den Gebeten, eine nicht bloß individuelle, sondern *gemeinschaftliche* Weise der Gottesverehrung. Dies muss bei der Formulierung der Gebete, sowohl in der Gebetsgemeinschaft als auch in den Gebeten der Liturgen, berücksichtigt werden. Inhalt gottesdienstlicher Gebete kann nur solches sein, was der gesamten Gemeinde bekannt ist und von der gesamten Gemeinde als Anliegen übernommen werden kann. Der Charakter eines Gottesdienstes erfordert es deshalb, dass die Gebete in der Regel nicht in der Ich-, sondern in der Wir-Form formuliert werden. In der Wir-Form ist das betende Ich zwar mit eingeschlossen, aber erweitert zur Gemeinde, die auch dann, wenn nur eine Einzelperson betet, das Gesprochene gemeinsam vor Gott bringt. Die Gemeinde handelt im Gottesdienst als Einheit und nicht als Ansammlung von Einzelnen, die jeweils nur für sich zu Gott beten.

4. Schriftlesung, Kollekte, Bekenntnis

Die *Verlesung* eines oder mehrerer Abschnitte aus der Heiligen Schrift gehört in allen christlichen Kirchen seit der apostolischen Zeit zum Gottesdienst. Ihr Sinn und ihre Notwendigkeit wird heute gelegentlich in Frage gestellt, weil die Gemeindeglieder seit der Erfindung des Buchdrucks nicht mehr auf die gottesdienstliche Verlesung angewiesen sind, um den Inhalt der Bibel kennen zu lernen. Gewiss kann und soll die Schriftlesung im Gottesdienst kein Ersatz für das persönliche Bibellesen sein. Sie ist aber dennoch nicht überflüssig, denn sie ruft in Erinnerung, dass die Heilige Schrift das entscheidende Medium ist, durch das Gott heute zu uns redet, und dass dieses Reden Gottes nicht nur durch eine auslegende Predigt vermittelt wird, sondern auch unmittelbar durch den Text selber geschehen kann und will. Auch kann dadurch die sprachliche und inhaltliche Kraft der biblischen Texte zur Geltung kommen, die ursprünglich gerade zum Hören und erst danach zum Lesen bestimmt waren.

In ähnlicher Weise wie gegen die Schriftlesung gibt es gegen die herkömmliche *Kollekte* eine Einrede. In Zeiten, in denen die Gemeindeglieder ihre Beiträge und Spenden durch Banküberweisung geben, erscheint das Einsammeln von Bargeld im Gottesdienst als anachronistisch. Man meint auch, es würde kirchenfremde Gäste abstoßen, wenn sie gleich „zur Kasse gebeten“ werden. Trotz einer gewissen Berechtigung, die diese Einwände haben, sollte jedoch auf eine gottesdienstliche Kollekte nicht verzichtet werden. Sie ist nämlich nicht einfach eine (heute vielleicht altmodische) Form, „an Geld zu kommen“, sondern eine Zeichenhandlung für die Hingabe der Gläubigen an Gott. Deshalb ist es auch nicht verkehrt, statt von „Kollekte“ von einer „Opfersammlung“ zu sprechen (vgl. Phil 4, 18). Ein „Opfer“ ist nicht nur solches, das herzugeben besonders wehtut, sondern alles, was ein Mensch aus dem Seinen Gott zur Verfügung stellt. Gewiss kennt die Gemeinde des Neuen Testaments

Opfer nur noch in einem übertragenen Sinn, nicht mehr im buchstäblichen einer rituellen Darbringung materieller Gaben. Es gehört jedoch selbstverständlich zum Christsein, dass der Gläubige aus Dankbarkeit für den geistlichen und weltlichen Segen, den er von Gott empfangen hat, von seinem Einkommen etwas an Gott für Zwecke christlicher Arbeit abgibt. Eben weil dieses Geldopfer von solch wesentlicher Bedeutung für das christliche Leben ist, darum sollte es sich nicht einfach nur als unsichtbare Banküberweisung vollziehen, sondern zeichenhaft auch im Gottesdienst. Damit wird nicht ein Opferritual vollzogen, sondern es wird zusammengesetzt, was die Anwesenden im übertragenen Sinn für Gottes Werk opfern wollen. Auf Banküberweisungen ganz zu verzichten ist nicht angeraten; weil die Gemeinde für ihre Haushaltsplanung auf verlässliche Zuflüsse angewiesen ist. Die gottesdienstliche Opfersammlung soll die Banküberweisungen nicht ersetzen, sondern ergänzen.

Es gibt keinen Grund, die Kollekte nur verschämt während eines Liedes zu vollziehen, sondern sie ist in aller Ruhe als eigenständiger Teil des Gottesdienstes durchzuführen. Dazu gehört auch, dass man vor ihrem Beginn mitteilt, für welchen Zweck die gesammelten Beträge bestimmt sind, dass die Teller oder Körbchen mit dem eingesammelten Geld nach vorne zum Abendmahlstisch gebracht werden und dass in einem Gebet Gott für die Opferbereitschaft gedankt und um Segen für die Gaben gebeten wird. In der Ankündigung der Kollekte kann für die Gäste darauf hingewiesen werden, dass sich niemand genötigt fühlen muss, etwas einzulegen. Beteiligung am Gottesdienst ist in jeder Hinsicht etwas Freiwilliges. Es ist für Kirchenfremde aber auch wichtig wahrzunehmen, dass finanzielle Opferbereitschaft ein wesentlicher Ausdruck des christlichen Glaubens ist.

Dass die Christengemeinde ihren Glauben an Gott vor Gott und Menschen *bekennen* will, ist selbstverständlich und geschieht bereits durch den Besuch des Gottesdienstes und die Beteiligung an ihm. In vielen christlichen Kirchen hat das Bekenntnis aber auch innerhalb des gottesdienstlichen Geschehens einen besonderen Platz, indem nämlich ein vorformuliertes Glaubensbekenntnis gesprochen wird (in Deutschland zumeist das Apostolicum). Unsere baptistische Tradition hat in ihrer Abneigung gegen alles Vorformulierte auch das Glaubensbekenntnis aus dem Gottesdienst verbannt und stattdessen Raum für persönliche Zeugnisse über Erfahrungen mit Gott gegeben. Es hat sich freilich auch herausgestellt, dass solche persönlichen Zeugnisse nicht ständig gegeben werden und in ihren Inhalten kein Ersatz für ein Bekenntnis zum heilsgeschichtlichen Handeln Gottes sein können. Beide Arten von Bekenntnis haben ihren je eigenen Vorzug. Das persönliche Zeugnis stellt an Gottes Handeln das Individuell-Besondere heraus, das überlieferte Glaubensbekenntnis das für alle gemeinsam Gültige. Es liegt deshalb nahe, zwischen persönlichen Zeugnissen und einem vorformulierten Glaubensbekenntnis kein Entweder-Oder-Verhältnis zu sehen, sondern für beides im Gottesdienst Raum zu geben. Gerade bei Taufgottesdiensten legt es sich nahe, dass die Gemeinde nach dem Zeugnis des Täuflings miteinander das Apostolicum spricht und auf diese Weise bezeugt, dass der persönliche Glaube des Täuflings eingebettet ist in den Glauben der gesamten Christenheit.

5. Der sog. Gemeinschaftsteil

Der persönliche Charakter des Glaubens, der seine konkrete Weltbezogenheit einschließt, findet unter anderem darin seinen Ausdruck, dass wir im Gottesdienst einander Anteil geben und füreinander eintreten, indem wir Menschen namentlich mit Segenswünschen und unserer Fürbitte bedenken und begleiten. Angemessene Formen und Räume sind zu schaffen und zu gestalten, in denen sich Aufmerksamkeit und Zuwendung, Dank und Zuspruch, Fürbitte und Segnung zeigen und ereignen können. Darin nehmen wir die apostolische Weisung auf, einander anzunehmen, wie Christus uns angenommen hat (Röm 15, 7). Das wird in zahlenmäßig großen Gemeindegottesdiensten sicher anders aussehen, als in Gottesdiensten mit überschaubaren Teilnehmerzahlen. In jedem Fall darf sich der Gemeinschaftsteil nicht in der Mitteilung detaillierter Terminpläne ergehen. Wohl aber gehören in diesen Teil des Gottesdienstes Informationen aus dem Gemeindebund und seinen Vereinigungen, aus der Ökumene vor Ort, von übergemeindlichen Tagungen und Konferenzen und Hinweise auf gesellschaftspolitisch relevante Prozesse und Entscheidungen, die es wachsam zu begleiten gilt. Die Gestaltung des Gemeinschaftsteils im Gottesdienst ist ein geistliches Element und sollte entsprechend vorbereitet werden. Das zeigt sich in liebevollem Umgang miteinander, nicht in plumper, hemdsärmeliger Art, Gemeinschaft zu demonstrieren; es zeigt sich ebenso in einer eindeutigen Sprache, die alle einzubeziehen versucht, und das erklärt, was wir als geistliches Geschehen miteinander erleben.

Wenn z. B. Kinder aus Gemeindefamilien eingeschult werden, wenn Jugendliche wegen ihrer Berufsausbildung den Gemeindeort verlassen, wenn Gemeindeglieder in den Ruhestand versetzt werden, wenn sie erkrankt und ins Krankenhaus eingewiesen sind oder wenn Mitarbeiter vorgestellt werden und in einen neuen Arbeitszweig der Gemeinde einsteigen, sind das sehr wohl Anlässe, die in einer angemessenen Form der Gemeinde bekannt gegeben und von der Gemeinde vor Gott gebracht werden.

Die Nachricht vom Tod eines Gemeindegliedes sollte sehr behutsam in den Gemeinschaftsteil des Gottesdienstes eingebettet sein, eingeleitet etwa mit dem Bibelwort Röm 14, 7-9. Es folgt eine kurze Würdigung des Gemeindegliedes und seines Dienstes in der Gemeinde, Zuspruch an die Hinterbliebenen (2. Kor 1, 3-5), Gebet um den Trost des Evangeliums, gegebenenfalls Singen einer Liedstrophe und schließlich Einladung zur Teilnahme an der Trauerfeier. Dass die Gemeinde sich dazu von den Plätzen erhebt, sollte aus Respekt vor dem Verstorbenen selbstverständlich sein.

Dem Wunsch einzelner Gottesdienstbesucher, sich Gottes liebevolle Zuwendung und Fürsorge für eine konkrete Lebenssituation zusprechen zu lassen, können wir in der Weise entsprechen, dass wir dazu einladen, sich im Rahmen des Gottesdienstes segnen zu lassen. Während die Gemeinde zum stillen Gebet oder zu betendem Singen aufgefordert wird, halten sich die Ältesten und andere Gemeindeglieder bereit, das spezielle Anliegen und die Bitte Einzelner zu hören und sie dann unter Handauflegung mit dem Zuspruch eines Bibelwortes zu segnen, das heißt: Die heilende und

stärkende Kraft Gottes in körperlicher und seelischer Hinsicht, Zuversicht, Geduld und Mut für diese Lebenssituation zuzusprechen.

6. Die Kindersegnung

Wenn wir in der Gemeinde Anteil geben und -nehmen an dem persönlichen Ergehen, gehört natürlich auch die Geburt von Kindern zu den Ereignissen, die im Gemeindegottesdienst zur Sprache kommen sollten. In jedem Fall wird nach der Geburt eines Kindes im darauffolgenden Gottesdienst die Nachricht bekannt gegeben und ein Segensgebet für die Eltern und das Kind gesprochen. Liturgisch eingebettet verbinden wir das mit dem Hinweis auf Psalm 115, 14-15; Ps 127, 3.

Gelegentlich nimmt eine Gemeinde aber auch dieses Ereignis zum Anlass, eine Kindersegnung im Rahmen des Gottesdienstes vorzunehmen. Dabei kann es durchaus sein, dass mehrere junge Familien gemeinsam diesen Termin im Gemeindegottesdienst vereinbaren. Eine Kindersegnung bietet unseren Gemeinden die Gelegenheit, deutlich zu machen, dass wir keine Kindertaufe praktizieren, sehr wohl aber das von Gott geschenkte neue Leben unter seinen Schutz, seine Fürsorge und seinen Segen stellen.

Zu Beginn der Kindersegnung wird im Gemeinschaftsteil des Gottesdienstes der Bibeltext aus Mk 10, 13-16 gelesen und erläutert, wie unser Herr Jesus Christus die Kinder damals gesegnet und liebevoll in seine Nähe gezogen hat. Der Hinweis, dass ihnen das Reich Gottes gehört, unterstreicht auf seine Weise anschaulich, dass die Zugehörigkeit zum Reich Gottes immer nur ein Geschenk ist, das sich niemand verdienen kann. Freilich werden wir dabei auch unsere Bitte zu Gott artikulieren, dass er diesem neugeborenen Kind im Verlauf seines Lebens persönlich begegnen und es in seine Nachfolge rufen möge. Den Eltern gilt für die besondere Aufgabe der Erziehung der Zuspruch und die Fürbitte der Gemeinde. Wenn nach dieser Einleitung und einem gemeinsamen Lied (z. B. „Herr Jesus, segne dieses Kind“) die Eltern mit dem Kind vorne stehen, kann entweder ein Mitarbeiter aus der Sonntagsschule, einer der Ältesten oder der Gemeindepastor/die Gemeindepastorin das Segensgebet für das Neugeborene sprechen. Organisch werden dabei die Geschwister und natürlich die Eltern in dieses Segensgebet einbezogen. Nach dem Segensgebet wird die Gemeinde daran erinnert, dass wir darauf Acht haben wollen, auch der heranwachsenden Generation einen Raum in der Gemeinde zu schaffen und ihnen durch das persönliche Leben Mut zur Christuskirche zu machen.

7. Der besondere Teil für die Kinder

Die Aufmerksamkeit und Wertschätzung, die den Kindern im Rahmen des Gottesdienstes von der Gemeinde direkt oder indirekt entgegen gebracht wird, kann zum Prüfstein für die Qualität unserer Gemeinschaft im Namen Jesu Christi werden. Das beginnt damit, dass Kinder wissen: Wir haben unseren Platz im Gottesdienst; wir werden von der Gemeinde bewusst wahrgenommen und nicht nur toleriert. Kinder können und müssen nicht alle Teile des Gottesdienstes rational erfassen; insofern

muss der Gottesdienst nicht zu einer pädagogischen Lehrveranstaltung gemacht werden. In jedem Fall aber wird sich den Kindern etwas von der Atmosphäre im Gottesdienst mitteilen, von der Einstellung, der Erwartung, der Ehrfurcht, der Freude der Erwachsenen, mit der sie selber in den Gottesdienst gehen. Kinder, die ihre Eltern in der Anbetung vor Gott, im Lob Gottes, in der Klage vor Gott, in der Bereitschaft, auf sein Wort zu hören, erleben, bekommen auch in dieser indirekten Weise eine Ahnung von der Lebenskraft des Wortes Gottes, dass Jungen wie Alten gilt. Natürlich sollten sich die Verantwortlichen für die Gottesdienstleitung sehr wohl darum bemühen, die Kinder bewusst miteinzubeziehen, wenn zu Lied, Schriftlesung, Gebet eingeladen wird. Anregend sind die kleinen thematischen Blöcke, die speziell als Kinderteil z. B. von Mitarbeitern der Sonntagsschule vorbereitet werden. Hier kann kreativ und originell das Thema des Gottesdienstes angedeutet werden, hier kann das Thema des Sonntags im Ablauf des Kirchenjahres mit den Kindern zusammen erörtert oder der Bibeltext für die Sonntagsschule im Voraus angesprochen werden. Bevor dann die Kinder in die Sonntagsschule gehen, beten wir für sie und für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

8. Musik und Gesang

Musik im Gottesdienst ermöglicht es uns, der göttlichen Anrede zu antworten; sie kann aber auch selbst Trägerin des Wortes werden. Überdies ist sie ein wichtiges Instrument im Gemeinschaftsgeschehen. Am deutlichsten wird das bei den Liedern, die aus gutem Grund wohl in keinem Gottesdienst fehlen, gesungen von der Gemeinde, aber auch von Chören, anderen Gesangsgruppen oder Solisten. Lieder sind nämlich dank der Verknüpfung von Text und Melodie besonders geeignet, die auf Gott ausgerichtete Antwort der Glaubenden vielfältig, gemeinsam und „von ganzem Herzen und mit ganzem Gemüte“ laut werden zu lassen – in Gotteslob, Klage, Bitte oder auch Frage. Lieder können aber auch indirekt, manchmal auch „gezielt“ die Botschaft des Evangeliums an Zuhörende direkt oder in zeugnishafter Form weitergeben. Ob ein Lied eher meditativ oder aufmunternd oder appellativ wirkt, hängt keineswegs nur von der sprachlichen oder musikalischen Form ab („wer wird angeredet?“; „wessen Stil gerade gepflegt?“). So kann etwa eine Gott zugesungene Antwort für Zuhörende oder auch die Singenden selbst zu einem geistlichen Zuspruch werden. Da häufig gesungene Lieder sich intensiv – intensiver als manches nur Gehörte – einprägen, geben sie der Glaubenserkenntnis und der gemeinsam gelebten ebenso wie der persönlichen Frömmigkeit Profil und haben – bis ins Alter hinein – eine seelsorgerliche Wirkung.

Die Auswahl der Lieder, Chorlieder und Musikbeiträge für einen bestimmten Gottesdienst sollte nicht vom persönlichen Geschmack bestimmt sein, sondern vom Charakter und der Zielrichtung des jeweiligen Gottesdienstes und seiner einzelnen Elemente. Dabei kommt auch die – als Reichtum zu würdigende – Unterschiedlichkeit der Hintergründe, Formen und Stile ebenso wie der Menschen in der beteiligten singenden oder zuhörenden Gemeinde zum Tragen.

Jede Lied- und auch Strophenwahl will sorgfältig bedacht sein. Auch andere Musikbeiträge sind dem Duktus des Gottesdienstes zuzuordnen. (Leistungsnachweise von Musikanten sind im Gottesdienst fehl am Platze.) Häufig wird es sich als hilfreich herausstellen, wenn durch eine – inhaltlich vorbereitete! – Einführung zum einzelnen Lied oder auch zu Musikstücken hin eine Brücke gebaut wird, die wahrzunehmen hilft, welcher inhaltliche oder funktionale Platz gerade diesem Lied oder diesem Musikstück in diesem Gottesdienst zukommt. Auch Bezüge zum Kirchenjahr oder zu bestimmten aktuellen Situationen im Leben der Gemeinde oder Einzelner sowie des Zeitgeschehens können hilfreich sein.

Neue Gemeindelieder sollten immer behutsam eingeführt werden. Die Gemeinde wird sie dann als „ihre“ Lieder annehmen, wenn sie nicht zum Absingen oder Nachsingen vergattert, sondern zum Mitsingen angeregt wird, d. h. wenn sie in das Singen derer einstimmen kann, die ein neues Lied bereits vorher ausgewählt und eingeübt haben – als spezifischen Beitrag eines bestimmten Gottesdienstes oder etwa einer thematischen Gottesdienstreihe.

Freie, also nicht liedbezogene Musikstücke dienen als nonverbale Elemente dazu, sich zu Beginn des Gottesdienstes innerlich zu sammeln oder auch nach dem Hören von „Klartexten“ innezuhalten, vielleicht auch Empfindungen zu artikulieren. Sie können auch dem festlichen Charakter von Gottesdiensten Ausdruck verleihen. Ob – wie in gästeeorientiert arbeitenden Gemeinden häufiger zu beobachten – vor oder zu Beginn des Gottesdienstes Musikstücke in der Stilistik alltäglicher Hörgewohnheiten wirklich abholen können, bleibt die Frage. Das Besondere des Gottesdienstes gegenüber anderen Veranstaltungen wird wohl eher darin zum Ausdruck kommen, dass das Element der Stille vor Gott auch musikalisch unterstrichen, zumindest nicht durch pure Lautstärke geradezu verhindert wird. Andererseits hat zum Beispiel ein Orgelpräludium bei eher klassischer Gottesdienstform ebenfalls hinführende (nicht „aufführende“!) Bedeutung; die mancherorts anzutreffende – während des Präludiums noch zunehmende – Lautstärke des Begrüßungsgeplauders ist ein Indiz für eine sehr eingeschränkte Erwartung an den Gottesdienst. Ob ein Postludium der abschließenden Besinnung Raum geben soll oder bereits dem Übergang („Entlassung in den alltäglichen Gottesdienst“) dient und hier bereits Raum ist für den Austausch untereinander, wird verschieden gesehen werden können.

Wie bei den anderen Teilen gilt auch für die Musik im Gottesdienst: Die Mittel zur Gestaltung eines Gottesdienstes dürfen nicht zur Mitte des Gottesdienstes werden. „Instrumentalisierte“ Lieder („... nun bekehrt euch doch endlich!“) und liederlich gespielte Instrumente („... hatten leider keine Zeit zum Üben“ oder „... wir sind die Besten!“) verfehlen ihren Zweck, weil sie das Ziel des Gottesdienstes verfehlen, nämlich etwas beizutragen *solī deo gloria*, allein zum Lobe Gottes.

Da Musiker – vielleicht mehr als andere – von latentem oder offenkundigem Leistungswillen, von Ehrgeiz und Selbstdarstellung gefährdet sind, ist die Ausrichtung aller Beiträge auf das *solī deo gloria* auch durch eine entsprechende innere und äußere Haltung – in jeder Bedeutung des Wortes – und Gestaltung geistlich bedeutsam. Die Gemeinde wird einen geistlich ausgerichteten Beitrag von einer menschlichen

„Aufführung“ zu unterscheiden wissen und nicht etwa durch Beifalls- (oder auch Missfallens-)kundgebungen den Gottesdienst einer Bühnenveranstaltung gleichsetzen. Das pädagogisch und psychologisch ohne Frage wertvolle Lob eines musikalischen Beitrages muss spürbar und erkennbar in das Lob Gottes eingebunden sein, anders gesagt: Jedes „Bravo!“ muss vom „Halleluja!“ umgeschlossen sein. Dass in unseren Gemeinden die Laien – chorisches oder solistisch – singen und musizieren, ist als wertvoller Ausdruck des gemeinsamen Priestertum aller Glaubenden unbedingt positiv zu würdigen. Dem steht nicht entgegen, dass das Maß an Qualität angestrebt werden muss, das erreichbar ist. Alle Arten der Musik im Gottesdienst wollen intensiv erarbeitet sein.

Unsere Lieder, Chorgesänge und Musikstücke sind Gaben, die Gott uns geschenkt hat, um ihm damit im Gottesdienst am Sonntag wie im Alltag zu dienen.

„Anstößige“ Thesen

1. Ein nur gästeorientierter Gottesdienst dient weder Gott noch den Gästen.

Selbstverständlich prägt die Lebenswelt derjenigen Menschen, die miteinander Gottesdienst feiern, die Gestalt des jeweiligen Gottesdienstes. Aber Gottesdienst orientiert sich nach biblischem Verständnis nicht am Menschen, sondern an Gott: Im Gottesdienst stehen wir gemeinsam vor Gott, beten ihn an und hören auf sein Wort. Eine Veranstaltung, die das Anliegen und die Horizonte der Gäste der Gemeinde zum Mittelpunkt macht, kann theologisch verantwortet nicht Gottesdienst genannt werden.

2. Eine Veranstaltung, die mit „Guten Morgen allerseits“ oder „Hallo erst mal“ beginnt – und mit „... und Tschüß“ oder mit Beifall endet – ist kein Gottesdienst.

Mit der Anrede wird Atmosphäre geschaffen: Ein Gottesdienst beginnt im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Die Begrüßung der Anwesenden, die persönlich und originell sein sollte, gehört deutlich an die zweite Stelle.

3. Eine Predigt mit Rahmen ist noch lange kein Gottesdienst.

Das Wesen des Gottesdienstes erschöpft sich nicht in der Wortverkündigung. Lob und Klage, Dank und Anbetung, Fürbitte und Bekenntnis und das Feiern der Gemeinschaft im Namen Jesu gehören konstitutiv zum Gottesdienst.

4. Die Mittel der Gottesdienstgestaltung dürfen nicht zur Mitte des Gottesdienstes werden.

Die Mitte des Gottesdienstes ist die Gegenwart des auferstandenen Christus. Alle Gestaltungselemente (Musik, Theater, Talkshows, Moderation, Bilder, Reden, Raumgestaltung usw.) müssen sich von dieser Mitte her auf ihren Sinn und Zweck befragen lassen. Sie alle haben dienende Funktion und keinen Selbstzweck.

5. Ein Gottesdienst wird nicht vom Pastor gehalten, sondern von der Gemeinde gefeiert.

„Wenn ihr zusammenkommt, trägt jeder etwas bei: ... Alles geschehe so, dass es aufbaut“ (1. Kor 14, 26). Dass einer allein die Verantwortung für die Gestaltung und die Durchführung eines Gottesdienstes trägt, ist nicht biblisch. Die Gemeinde darf hier nicht aus ihrer Verantwortung entlassen werden, wenn nicht der Sinn des Gottesdienstes verfehlt werden soll.

6. Ein Gottesdienst ist kein Bühnengeschehen.

In einem Gottesdienst gibt es keine unbeteiligten Zuschauer, die sich wie im Kino oder Konzert nur zurücklehnen sollen, um zu genießen. In einem Gottesdienst gibt es nur Teilnehmer an der Feier der Gegenwart des Herrn. Veranstaltungen, die nur Showcharakter haben und die versammelte Gemeinde nicht mit einbeziehen, sind keine Gottesdienste. Im Grunde sind auch Applaus und Bravorufe in einem Gottesdienst fehl am Platz.

7. Exzellenz allein garantiert noch keine Spiritualität, und Improvisation ist kein Zeichen besonderer Geistlichkeit.

Natürlich sollte in einem Gottesdienst von allen Beitragenden Qualität erwartet werden dürfen. Die Frage nach der persönlichen Spiritualität aber muss vor der Forderung nach Exzellenz rangieren. Denn der Geist ist ausgegossen über alles Fleisch (Joel 3, 1; Apg 2, 17). Geistlichkeit jedoch hat nichts mit Hemdsärmlichkeit zu tun. Denn Gottes Geist wirkt nicht nur auf der Kanzel, sondern auch am Schreibtisch.

8. Im Gottesdienst steht nicht das Wohlfühlen im Vordergrund, sondern der Zuspruch und Anspruch des Evangeliums.

Wer einen Gottesdienst besucht, setzt sich der Gefahr aus, dem lebendigen Gott zu begegnen. Das ist nicht immer bequem, aber immer heilsam. Denn diese Begegnung mit Gott soll und will uns verändern. Und Veränderung macht nicht immer nur Spaß.

Anhang

Literatur zum baptistischen Gottesdienstverständnis

- HANS LUCKEY: Das liturgische, mystische und ekstatische Moment im Gottesdienst. In: Grundschoßtel 1947. Vorträge der 7. Theologischen Woche des BEFG, Stuttgart: Oncken 1948, S. 37-68.
- HANS FEHR: Vom Leben in der Gemeinde. Eine Handreichung für Gemeindeglieder des BEFG, Kassel: Oncken 1955, S. 12-21.
- JOHN D. HUGHEY: Die Baptisten. Einführung in Lehre, Praxis und Geschichte, Kassel: Oncken 1959, S. 59-64.
- Unser Gottesdienst. Wesen, Gestalt, Gestaltung. Ein Arbeitsheft für den Gemeindedienst, von ERHARD BACHMANN, WOLFGANG KLEMPERT, MANFRED SULT und HANS WEIß, Berlin: Evangelische Versandbuchhandlung O. Ekelmann 1967.
- SIEGFRIED LIEBSCHNER: Die Erneuerung des Gottesdienstes aus dem Heiligen Geist – die Herausforderung des Neuen Testaments. In: Theologisches Gespräch 1982, Heft 5-6, S. 1-7.
- WIARD POPKES: Zur Praxis unserer Gottesdienste. In: Theologisches Gespräch 1982, Heft 5-6, S. 8-10.
- BERND STUMMVOLL: Gottesdienst, Brennpunkt zwischen Tat und Wahrheit. In: Theologisches Gespräch 1983, Heft 1-2, S. 6-8.
- KARL HEINZ WALTER (Hrsg.): Vom Leben in der Gemeinde. Eine Einführung für Mitglieder Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, Wuppertal und Kassel: Oncken 1986, S. 41-45.
- MARGARETE ALTENBURGER: Gottesdienst im ökumenischen Bezug. Über den Gottesdienst der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinden. In: Materialdienst der Ökumenischen Centrale, Sept 1986, Nr. 15.
- BEATE MANNS: Die schönen Gottesdienste des Herrn. Zur Gestaltung der baptistischen Gottesdienste. Abgangsarbeit am Theologischen Seminar des BEFG, 1988 [Ist im Oncken-Archiv Elstal zugänglich.]
- NORBERT GROß: Das Gebet im Gottesdienst. In: Blickpunkt Gemeinde 13 (1989); Heft 1, S. 17-22.
- Lebensraum Gottesdienst. Blickpunkt Gemeinde 14 (1990), Heft 4. Darin u. a. EDWIN BRANDT: Was ist eigentlich Gottesdienst?, S. 2-10.
- PAUL BEASLEY-MURRAY, HANS GUDERIAN: Miteinander Gemeinde bauen. Ein anderer Weg, Kirche zu sein. Wuppertal und Kassel: Oncken 1995, S. 78-115.
- EDWIN BRANDT: Kindersegnung im Gottesdienst. In: Die Gemeinde 1997, Heft 8, vom 23.2., S. 4f.
- Gottesdienst. Blickpunkt Gemeinde 23 (1999), Heft 1. Darin u. a. VOLKER SPANGENBERG: Der Gottesdienst: Fest der Befreiung zur Gemeinschaft mit Gott und den Menschen, S. 5-12.
- UWE SWARAT: Sicher wie das Amen in der Kirche. In: Die Gemeinde 2000, Heft 26 vom 3.12., S. 42.

VOLKER SPANGENBERG: Was du ererbt von deinen Vätern ... In: Die Gemeinde 2002, Heft 21 vom 22.9., S. 54

Literatur zum Gottesdienstverständnis in den Freien evangelischen Gemeinden

Gottesdienst feiern. Impulse für die Gemeinde, hrsg. von WILFRID HAUBECK u. a. (Theologische Impulse, Band 1), Witten: Bundes Verlag 2000, 124 Seiten.

Das Taschenbuch enthält vier Beiträge zur Theologie und Praxis des Gottesdienstes. Die Verfasser sind Pastoren des Bundes Feier evangelischer Gemeinden in Deutschland (BFeG), zwei von ihnen (nämlich HAUBECK und THEIS) Dozenten am Theologischen Seminar dieser Freikirche in Ewersbach. Die Beiträge sind offenbar aus Vorträgen entstanden, die auf einer Pastorenfortbildungstagung gehalten wurden.

FRIEDRICH ZAHN legt eine Bestandsaufnahme über „Gottesdienste in Freien evangelischen Gemeinden“ vor. Seine Aufmerksamkeit richtet sich sowohl auf die Inhalte der Gottesdienste insgesamt als auch auf die Themen und Texte der Predigten. Er blickt dabei zunächst in die Vergangenheit, d. h. ins 19. Jahrhundert, indem er die Gottesdienste von HEINRICH NEVIANDT darstellt, des ersten Predigers einer Freien evangelischen Gemeinde in Deutschland. Danach wertet er eine von ihm selbst veranstaltete Umfrage unter gegenwärtigen Pastoren des BFeG aus. Er hatte alle Pastoren gebeten, ihm die Programme ihrer Gottesdienste vom 15. 3. 1998 zur Verfügung zu stellen. Aus 48 % aller Gemeinden bekam er eine Reaktion, so dass die Umfrage ein für diesen Sonntag typisches Bild der aktuellen Gottesdienstwirklichkeit bietet (soweit man sie aus den geschriebenen Programmen ersehen kann), z. B. was die Form des Gottesdienstanfangs oder die Benutzung von Liederbüchern betrifft. Die Beobachtungen, die ZAHN an seinem Umfragematerial macht und die praktisch-theologischen Kommentare, die er anschließt, sind aufschlussreich und lesenswert – auch für Pastoren und Gemeindeglieder aus dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG). Die Tradition des Gottesdienstes und die gegenwärtigen Gestaltungsformen sind in beiden Freikirchen sehr ähnlich, so dass man auch außerhalb des BFeG von den guten Hinweisen ZAHNS profitieren kann. Um ein Beispiel zu zitieren: „Die Menschen sehnen sich nicht nach einer pfiffigen, saloppen Begrüßung, wenn sie ausgepumpt aus dem Stress der Arbeitswoche [in den Gottesdienst] kommen. [...] Zum Ankommen und zur Stille hilft eher eine Wärme ausstrahlende, klare und schöne Sprache als eine zackig moderne“ (S. 19).

WILFRID HAUBECK stellt „Gottesdienstliche Elemente bei den frühen Christen“ dar. Zum Thema wird dabei die Begrifflichkeit von „Gottesdienst“, Jesu Haltung gegenüber dem jüdischen Gottesdienst, Elemente des Gottesdienstes im Neuen Testament (von der Schriftlesung, über die Lieder bis zum Segen), die Bedeutung des Herrenmahls für den Gottesdienst, die Ordnung des Gottesdienstes (Leitung, Ort und Zeit), dann – als eine Art Bündelung – die „wesentlichen Elemente des Gottesdienstes“ (worunter der Verfasser hier die wichtigsten neutestamentlichen Aussagen zum

Wesen des Gottesdienstes versteht) und schließlich ein Ausblick auf die Entwicklung des Gottesdienstes im 2. Jahrhundert (unter den Stichworten: Sakramentalisierung, Zurückdrängen der Vielfalt, Entwicklung einer festen Liturgie). Die am häufigsten zitierten Gewährsmänner sind EDUARD SCHWEIZER und FERDINAND HAHN. Die Darstellung ist gehaltvoll und gut zu lesen. Die hermeneutische Schlüsselfrage, ob die neutestamentliche Gottesdienstpraxis auch für uns heute verbindlich ist oder ob wir Heutigen Freiheit haben, andere Formen anzuwenden, stellt der Verfasser zwar, beantwortet sie aber nicht eindeutig. Man erkennt allerdings, dass er vom Neuen Testament her sowohl die altkirchliche Entwicklung als auch manche heutige Praxis der Freikirchen in Frage stellen möchte. Bei der altkirchlichen Entwicklung tadelt er vor allem die sog. „Sakramentalisierung“ des Abendmahls, wobei er diesen Begriff jedoch nicht definiert, sondern überwiegend über das Verständnis des Abendmahls als Opfer der Gemeinde spricht. An der heutigen freikirchlichen Praxis bemängelt er vor allem, dass nur der Pastor oder ein Gemeindeältester den Gottesdienst leiten dürfen (das sei ein Erbe des IGNATIUS VON ANTIOCHIEN im 2. Jahrhundert) und dass nicht mehr – wie im neutestamentlichen Korinth – die ganze Vielfalt der Gnadengaben im Gottesdienst Raum finden. Hier könnte man zurückfragen. Erstens, warum es dem Neuen Testament widersprechen soll, wenn die Leiter der Gemeinde auch die Leiter des Gottesdienstes sind, und zweitens, ob die Vielfalt der Gnadengaben heute nicht in einer Vielzahl von gemeindlichen Veranstaltungen und Aktionen zur Geltung kommen kann und deshalb sich nicht unbedingt auch im Gottesdienst widerspiegeln muss.

WOLFGANG THEIS wendet sich in seinem „praktisch-theologischen Beitrag“ der Frage zu: „Was ist Gottesdienst?“ Damit ist der Kern aller Beschäftigung mit dem Gottesdienst angesprochen, denn die Norm für die Gestaltungsfragen kann nur das Wesen des Gottesdienstes sein. THEIS antwortet auf seine Themafrage: „Gottesdienst“ bedeutet zunächst „Gott dient uns“ und danach auch „Wir dienen Gott“. Im Anschluss an MARTIN LUTHERS bekannte Torgauer Formulierung von 1544 („dass unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“) beschreibt THEIS Gottesdienst als dialogisches Geschehen zwischen Gott und Mensch in Wort und Antwort. Es verwundert dann allerdings, dass er sich gleichzeitig EBERHARD WINKLERS einseitiger Formulierung anschließen kann, dass Gottesdienst „nur Gottes Wohlthat für den Menschen“ und „nicht das ... Tun des Menschen für Gott“ zum Inhalt haben könne (S. 77; Hervorhebung durch USw). Der Dialog zwischen Gott und Mensch ereignet sich laut THEIS in der „versammelten Gemeinde“ als „Ort der Gegenwart Jesu Christi“ (S. 82, S. 84). Das Verhältnis zwischen sonntäglichem und alltäglichem Gottesdienst beschreibt er im Anschluss an OKKO HERLYN so, dass der Sonntagsgottesdienst das pulsierende „Herz“ der Gemeinde sei. Für sehr gelungen halte ich die Aussage: „Die Rückkehr in den sonntäglichen Gottesdienst ist also die für die Christen notwendige Einkehr in die Ursprungssituation des Glaubens“ (S. 91). Die Formulierung EBERHARD JÜNGELS, der sich THEIS ebenfalls anschließt, dass der Sonntagsgottesdienst „Unterbrechung des Lebenszusammenhangs der Welt“ sei, bleibt jedoch hinter der zitierten Aussage zurück, weil sie das Verhältnis des Sonntag- zum Alltagsgottesdienst nur negativ

(eben nur als Unterbrechung) beschreibt. „Einkehr in die Ursprungssituation des Glaubens“ sagt Entscheidendes mehr als „Unterbrechung des Alltags“. Bei der Frage nach der Gestaltung des Gottesdienstes plädiert THEIS für „angemessene Freiheit statt Beliebigkeit“ (S. 93) und sagt: „Der Gottesdienst der Gemeinde muss seinem Inhalt angemessen sein. Und das heißt: Er muss Gott angemessen sein“ (S. 98).

Am Schluss des Buches steht eine „Skizze“ von STEPHAN NÖSSER über „Heiliges Spiel und Fest“, deren Ort er als „auf dem Weg zu einer freikirchlichen Liturgik“ beschreibt. Da NÖSSER seine Vorstellungen in einem wenig später erschienenen Buch ausführlicher dargelegt hat (s. u.), soll hier nur der Hinweis stehen, dass er den „Weg“ als Grundstruktur des Gottesdienstes sieht, und zwar in Analogie zur biblischen Geschichte vom Gang der Jünger nach Emmaus (Lk 24).

Das hier besprochene Buch ist als erster Band einer Reihe unter dem Titel „Theologische Impulse“ erschienen. Es sollen damit aus dem Bereich der Theologie, d. h. aus den Erkenntnissen von Theologen aus Freien evangelischen Gemeinden, Anstöße für die Praxis der Gemeinden gegeben werden. Diese Zielsetzung ist im ersten Band gut gelungen. Die theologischen Beiträge sind inhaltlich gehaltvoll und auch für Gemeindeglieder verständlich, die keine Fachtheologen sind. Ich wünsche dem Band recht viele Leser auch in anderen Freikirchen.

Uwe Swarat

STEPHAN NÖSSER/ESTHER REGLIN: Wir feiern Gottesdienst. Entwurf einer freikirchlichen Liturgik, Wuppertal: R. Brockhaus 2001, 128 Seiten, ISBN 3-417-29090-2, € 10,90.

Eine „freikirchliche Liturgik“? Das scheint geradezu „ein Widerspruch in sich selbst“ zu sein, wie WILLY WEBER und ERNST KIRCHHOF im Vorwort (S. 5) der 128 Seiten umfassenden Studie von STEPHAN NÖSSER und ESTHER REGLIN konstatieren. Und in der Tat wird man zumindest als freikirchlicher Leser aufmerken, wird je nach eigenem Standpunkt erfreut oder mit deutlichem Stirnrunzeln reagieren, wenn man als Untertitel liest: „Entwurf einer freikirchlichen Liturgik“.

Die Autoren – beide selber im freikirchlichen Bereich (nämlich in Freien evangelischen Gemeinden) beheimatet – sind sich dessen wohl bewusst. Es macht denn auch nicht zuletzt die Stärke ihres Buches aus, dass sie *sine ira et studio* und beinahe seelsorgerlich dem Leser einen Weg zu ihrem Anliegen bahnen. Wie ein Panier steht dementsprechend als Leitsatz (S. 12) den Ausführungen voran: „Nicht das Erstellen eines (starrten) Reglements ist unser Ziel, sondern seine allmähliche Überwindung!“ Es geht NÖSSER und REGLIN gerade nicht um die Einführung starrer, allgemein verbindlicher Liturgien in freikirchliche Gottesdienste, sondern im Gegenteil um reflektierte liturgische Regeln, die den durch ständiges Improvisieren zum gesetzlichen Schematismus erstarrten freikirchlichen Gottesdienstablauf flexibler zu gestalten erlauben.

Das Buch gliedert sich in drei Teile, deren einzelne Abschnitte mit dem jeweiligen Namen des verantwortlichen Autors gekennzeichnet sind. Teil I „Entwurf einer

praktischen Theologie des Gottesdienstes“ stellt mit über 80 Seiten das Korpus dar; Teil II „Den Gottesdienst feiern“ erprobt das zuvor theoretisch Entfaltete an Ablaufvorschlägen zum Predigtgottesdienst und zur Abendmahlsfeier; Teil III „Konkrete Gottesdienstentwürfe“ tut dasselbe im Blick auf zwei schwierige gottesdienstliche Situationen: einer Trauerfeier für ein totgeborenes Kind und einem Abendmahls-gottesdienst am Buß- und Bettag.

Ihren theoretischen Teil entfalten NÖSSER und REGLIN mit Hilfe von sechs „evangelischen Leitvorstellungen“ (vgl. S. 15f.): der des „heiligen Spiels“, des „Festes“, der „Ganzheitlichkeit“, des „Weges“, der „Einbindung in die Kultur“ und des „Öffentlichkeitscharakters“. Diese Leitvorstellungen werden dem Leser unterschiedlich ausführlich erläutert, wobei sich deutlich zwei tragende „Säulen“ der vorgetragenen Theorie erkennen lassen: Erstens der Gedanke F. D. E. SCHLEIERMACHERS, der Gottesdienst sei ein *Fest*, das die auf Zwecke gerichtete „Geschäftstätigkeit“ des Menschen unterbreche (und die damit verbundene, auf R. GUARDINI zurückgeführte Bestimmung der Liturgie als „heiliges Spiel“), und zweitens die Auffassung, der Gottesdienst habe den Charakter eines *Weges*, dessen Abfolge an der Emmauserzählung Lk 24, 13-35 abgelesen werden könne. In dieser Perikope hat sich – der Meinung der Autoren nach – urchristliche liturgische Praxis niedergeschlagen, so dass sie „damit als Leitfaden einer urchristlichen Liturgie“ (S. 19) verstanden werden darf.

Die Teile II und III haben ihre Stärke vor allem in den ausführlichen Erläuterungen zu den liturgischen Abläufen.

Die beiden Autoren haben mit ihrer „freikirchlichen Liturgik“ einen mutigen Vorstoß gewagt. Ihre Beiträge zeichnen sich insbesondere dadurch aus, dass zu einer *begründeten* liturgischen Praxis angeleitet werden soll und nicht lediglich liturgische Einfälle weitergereicht werden. Dass das Buch Entwurfcharakter hat und aus „Einzelteilen“ zusammengewachsen ist, macht einen guten Teil seines Charmes aus.

Der Titel „freikirchliche Liturgik“ bedarf freilich einer Klarstellung. Die Autoren schreiben auf dem Hintergrund von Tradition und Praxis der Freien evangelischen Gemeinden (deutlich spürbar z. B. in Kap. I.4 über das Abendmahl) und haben sich eingeständenermaßen (vgl. z. B. S. 11, Anm. 1 oder S. 61 Anm. 15) im Blick auf andere Freikirchen in Sachen Gottesdienst nur sehr verhalten kundig gemacht. Der an einigen Stellen durchaus ambitionierte Anmerkungsstil setzt sich daher zwar mit Literatur aus mancherlei Richtung auseinander, nicht jedoch mit den gewiss nicht übermäßig zahlreichen, aber durchaus vorhandenen Beiträgen zur Sache aus methodistischer, baptistischer oder anderer freikirchlicher Feder. Das ist schade. Man mag ferner bedauern, dass die Autoren nicht das neue Evangelische Gottesdienstbuch aus dem Jahr 2000 in ihre Überlegungen einbezogen haben (der Entwurf der erneuerten Agenda wird immerhin erwähnt), zumal hier das Anliegen einer reflektierten flexiblen Gottesdienstgestaltung in gewisser Hinsicht durchaus geteilt wird.

Dem Buch sind viele interessierte Leser zu wünschen, die darin Anleitung und Anregungen zur Reflexion ihrer gottesdienstlichen Praxis finden werden.

Literatur zum Gottesdienstverständnis in der Evangelisch-methodistischen Kirche

HEINZ SCHÄFER: *Der Gottesdienst in der Evangelisch-methodistischen Kirche. Unmaßgebliche Überlegungen eines Teilhabers (EmK heute 58)*, Stuttgart: Christliches Verlagshaus 1988, 37 Seiten, vergriffen.

Dieses Heft bietet sehr praxisnahe Beobachtungen und Empfehlungen aus dem und für den methodistischen Gottesdienst. Der Verfasser ist Leiter des methodistischen Verlagshauses in Stuttgart gewesen und Laienprediger seiner Kirche. Die Erfahrungen, die er jahrzehntelang als Prediger an vielen Orten und vor allem als Predigthörer und Gottesdienstteilnehmer machen konnte, haben ihn gedrängt, in diesem Heft Vorschläge zu einer angemessenen Gestalt des Gottesdienstes vorzulegen.

Grundsätzliches zum Wesen des Gottesdienstes findet man nur an einer Stelle, und auch dort nur knapp und mit unmittelbarer Ausrichtung auf Gestaltungsfragen. Der Verfasser vertritt nachdrücklich die Überzeugung, dass der Gottesdienst ganz auf die Predigt zentriert sein soll, dass also der Gesang, die Schriftlesungen und die Gebete sich nicht eigenständig entfalten, sondern zum Skopus des Predigttextes hinführen und das in der Predigt Verkündete vertiefen sollen. Mit dieser Auffassung schließt er sich dem traditionell reformierten und puritanischen Gottesdienstverständnis an, das auch in anderen Freikirchen weit verbreitet ist. Er lässt sich aber nicht in eine Diskussion darüber ein, ob es denn angemessen sei. Daran gibt es jedoch berechtigte Zweifel, denn es wird dem Sinn des Gotteslobes, der Fürbitten und des Bekennens nicht gerecht, wenn man sie immer auf das zurechtstutzt, was der Verkündiger als den Skopus seines Predigttextes ansieht.

Außer an dieser einen Stelle findet man jedoch, wie gesagt, keine theologischen Aussagen zum Wesen des Gottesdienstes, sondern eine Vielzahl von Hinweisen und Ratschlägen. Man sollte das nicht als Nachteil des Heftes ansehen, denn gerade an solchen praxisnahen Empfehlungen fehlt es oft. Nur einige wenige Beispiele, was man hier finden kann. Man liest z. B. ein Lob des tüchtigen Organisten, in dem es u. a. heißt: „Auf der Gemeinde fremdes Liedgut macht er den Prediger aufmerksam und rät ihm davon ab, in einem Gottesdienst mehr als ein unbekanntes oder schwer eingängiges Lied singen zu lassen“ (S. 11f.). Über den Chor heißt es u. a.: „Der Chor hat für die Gemeinde auch eine Vorsänger-Funktion. Mit dem Lernen unbekannter Melodien tut sich manche Gemeinde recht schwer. ... Hilfreicher als das Vorspielen durch ein Instrument ist das Vorsingen“ (S. 15). Über die Eröffnung des Gottesdienstes sagt der Verfasser: „Der Anruf Gottes gehört an den Anfang des Gottesdienstes, die Begrüßung der Gottesdienstbesucher an den Beginn der Bekanntmachungen“ (S. 21). Schriftlesungen und Predigttext sollten nach dem Luthertext von 1984 erfolgen.

Dies und vieles andere mehr ist sehr bedenkenswert – auch für Leser aus anderen Freikirchen. Als baptistischer Leser fällt einem auf, wie ähnlich die methodistische Liturgie dem traditionellen baptistischen Gottesdienstablauf ist, vor allem, wie ähnlich die Erfahrungen sind, die man mit Beteiligten und Teilnehmern am Gottesdienst machen kann. Darum lohnt es sich, diese „unmaßgeblichen Überlegungen“ eines aufmerksamen Beobachters und „Teilhabers“ ganz ernst zu nehmen.

Uwe Swarat

DIETER SACKMANN: Gottesdienst aus evangelisch-methodistischer Sicht. In: MANFRED MARQUARDT u. a.: Theologie des Gotteslobs (Beiträge zur Geschichte der EmK, Band 39) Stuttgart: Christliches Verlagshaus 1991, S. 24-39, vergriffen

In diesem kurzen, mit zahlreichen Anmerkungen versehenen Aufsatz, skizziert DIETER SACKMANN, seit 1993 emeritierter Dozent für Praktische Theologie am Theologischen Seminar der Evangelisch-methodistischen Kirche in Reutlingen, die Elemente, die aus seiner Sicht für das gegenwärtige Gottesdienstverständnis im Methodismus relevant sind. Seinen Ausgangspunkt nimmt er bei den Erwartungen von Teilnehmern an den Gottesdienst. Daran anknüpfend behandelt er dann „Gottesdienst in neutestamentlich-reformatorischer Tradition“, „Anthropologische Elemente im Gottesdienst“ und schließlich die „Wiederentdeckung evangelisch-methodistischer Traditionselemente im Gottesdienst“.

Für das Gottesdienstverständnis im Neuen Testament betont der Verfasser stark den „Gottesdienst im Alltag der Welt“ nach Röm 12, 1. Der Gottesdienst im engeren Sinn werde im Neuen Testament als Gespräch mit Gott (ähnlich wie LUTHERS Torgauer Formel, dass Gott mit uns und wir mit ihm reden), als Christusgedächtnis und als Versammlung verstanden. Im Methodismus versuche man seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts, dieses biblisch-theologische Verständnis des Gottesdienstes durch ein funktionales zu ergänzen, in dem man „den biblisch-theologischen Ansatz humanwissenschaftlich in die Horizontale ausziehen“ und den Gottesdienst auf diese Weise für den Menschen hilfreicher machen will (S. 28). Es soll jetzt berücksichtigt werden, „wie wir Christen im Gottesdienst mit uns selbst und miteinander, auch mit der uns umgebenden Mitwelt umgehen“ (ebd.). In diesem Sinne versucht man, den Gottesdienst im Anschluss an DIETER TRAUTWEIN als Lernprozess zu begreifen und zu gestalten, ergänzend dazu auch als „Ritual“ oder als „Fest“. Der Gottesdienst ist demnach eine „Chance zu lernen und zu wachsen, aber auch Trost, Stärkung, Ermutigung für den Alltag zu bekommen“ (S. 30f.). Kombiniert werden könne und müsse dieser Ansatz mit wiederentdeckten methodistischen Traditionselementen, als da sind: Das Verständnis des Gottesdienstes als Gnadenmittel und als Bundeserneuerung, das erweckliche Element (jetzt durch die charismatische Bewegung eingebracht) und die Funktion des Gottesdienstes als Impulsgeber für den missionarisch-diakonischen Gemeindeaufbau (im Sinne PAUL PHILIPPIS).

Da in diesem Aufsatz viele Themen und Thesen nur angerissen werden, ist es schwer, einen brauchbaren Ansatz zur Diskussion zu finden. Es fällt vor allem auf, wie stark der Mensch hier im Mittelpunkt des Gottesdienstes steht.

Uwe Swarat

JOACHIM GEORG: *Gemeinschaft. Das dritte Kennzeichen des Gottesdienstes. Ein Vortrag (EmK heute 38)*, Stuttgart: Christliches Verlagshaus 1994, 54 Seiten, vergriffen.

In der Evangelisch-methodistischen Kirche gibt es – im Unterschied etwa zum Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden oder zum Bund Freier evangelischer Gemeinden – eine Agende, d. h. eine gemeinsame Gottesdienstordnung, an die sich alle Ortsgemeinden halten sollen. Im Jahre 1991 wurde eine Neufassung dieser Agende veröffentlicht. Sie sieht in der Grundordnung des Gottesdienstes im Unterschied zur früheren Agende u. a. eine „Zeit der Gemeinschaft“ vor. Daran knüpft der Verfasser mit seinem in diesem Heft abgedruckten Vortrag vor Pastoren an. Er möchte darlegen, wie wichtig das neue Element für den Gottesdienst ist.

Was alles in einer solchen „Zeit der Gemeinschaft“ vorkommen kann, hat er selber in knappen Worten zusammengefasst: „Austausch von Glaubenserfahrungen, Mitteilungen über das Leben in Gemeindegruppen wie z. B. Veränderung in der Mitarbeiterschaft oder Beilegung von Konflikten, das, was einigen als schöpfungstheologisch engagierten Christinnen politisch auf der Seele brennt, Teilgabe und Teilnahme an Freud und Leid, Klatschen [gemeint ist Applaus; USw] und Tränen, konkretes Ersuchen um Fürbitte und spontane Gewährung derselben“ (S. 10). Möglichkeiten für „Gemeinschaft“ gebe es auch außerhalb dieses besonderen Teils, etwa beim „Ausgangssegens“, beim gemeinsamen Singen, beim Abendmahl oder durch Beteiligung verschiedener Gemeindegruppen am Gottesdienst.

Warum „Gemeinschaft“ für den Gottesdienst wichtig ist, sucht der Verfasser durch Gegenüberstellung von Art. 7 des (lutherischen) Augsburgers Bekenntnisses mit Apg 2, 42 zu zeigen. Das Augsburgers Bekenntnis nennt als Kennzeichen der Kirche die Predigt und die Darreichung der Sakramente. In Apg 2, 42 sei dagegen nicht von zwei, sondern von vier Kennzeichen der Kirche die Rede, nämlich außer von Lehre und Brotbrechen (entspricht Predigt und Sakrament) noch von Gebet und Gemeinschaft. Deshalb muss, so der Verfasser, im Gottesdienst auch die „Gemeinschaft“ zum Ausdruck kommen. Damit wird auch ernst gemacht mit dem Verständnis der Gemeinde als „Leib Christi“.

In der Tat: „Gemeinschaft“ ist ein Zentralbegriff für ein christliches Verständnis von Gottesdienst. Freilich sollte man auch ein wenig Kraft darauf verwenden zu klären, was der Begriff meint. Das geschieht in diesem lockeren Vortrag erstaunlich wenig. So liest man gar nichts darüber, dass „Gemeinschaft“ im Neuen Testament zwei zusammengehörige Dimensionen hat, nämlich die Verbindung mit Gott und

die Verbindung untereinander. Weil beides im Gottesdienst erfahren werden soll, hat in ihm auch die Stärkung des menschlichen Miteinanders ihren legitimen Ort. Dass diese Dimension in den herkömmlichen evangelischen Gottesdiensten zu wenig oder womöglich gar keinen Raum hat, ist ebenfalls richtig. Freilich sollte man die Ursachen dafür nicht im Art. 7 des Augsburger Bekenntnisses suchen, denn er will nur die Minimalbedingungen dafür nennen, dass eine Versammlung als „christliche Kirche“ bezeichnet werden kann. Dass zur Kirche und zum Gottesdienst noch mehr gehört als Predigt und Sakrament ist damit nicht ausgeschlossen. Die Freikirchen haben in ihrer Geschichte auf dieses „mehr“ immer besonders geachtet, und das bleibt auch weiterhin ihr Auftrag.

Dass dieser Auftrag nicht versäumt wird, dazu mahnt und ermuntert der Vortrag und gibt zugleich einzelne bedenkenswerte praktische Anregungen – auch solche, die gar nicht unmittelbar mit dem Thema zu tun haben. So schlägt er etwa vor, statt von „Bekanntgaben“ oder „Abkündigungen“ von „Mitteilungen“ zu reden, und er fragt, ob das Abdecken von Brot und Kelch vor der Mahlfeier mit weißen Decken nicht einer falschen Mystifizierung Auftrieb gibt. Darüber ließe sich reden; unbedingt nötig ist das Abdecktuch jedenfalls nicht.

Uwe Swarat

WALTER F. KLAIBER: *Building up the House of God: Sunday Worship in German Methodism.* In: Karen Westerfield Tucker (Ed.): *The Sunday Service of the Methodists.* Festschrift James F. White, Abingdon 1996, S. 283-304.

Dieser Aufsatz ist das zur Zeit wohl am ehesten repräsentative Dokument für das Gottesdienstverständnis und die Gottesdienstpraxis deutschsprachiger Methodisten. Nicht nur, weil sein Verfasser der langjährige Reutlinger Seminardirektor und jetzige Bischof der Evangelisch-methodistischen Kirche in Deutschland ist, sondern auch, weil er seinen Aufsatz als eine historisch orientierende Beschreibung konzipiert hat. Er beginnt, indem er die unterschiedlichen Wurzeln des deutschsprachigen Methodismus darstellt, beschreibt dann die Rolle des Sonntagsgottesdienstes im frühen Methodismus, die Entwicklung der Gottesdienstordnung (des Gottesdienstablaufs), den Platz des Abendmahls im Sonntagsgottesdienst und die Inhalte der Gesängerbücher und endet mit zwei kurzen Abschnitten über Trends und Probleme in der Gegenwart sowie über Perspektiven für die Zukunft.

Als einem Leser mit baptistischer Prägung ist mir u. a. Folgendes aufgefallen:

Die Bischöfliche Methodistenkirche und die Evangelische Gemeinschaft hatten unterschiedliche Liturgien (Gottesdienstabläufe), wobei die der Evangelischen Gemeinschaft sich als eine vereinfachte Form der Liturgie der Evangelischen Kirche der Union darstellte. Nach dem Zusammenschluss beider Kirchen 1968 zur heutigen Evangelisch-methodistischen Kirche (EmK) wurde 1973 eine gemeinsame Agende veröffentlicht, die beide Traditionen zu kombinieren versuchte. Dass man z. B. nach

den beiden Teilen der Schriftlesung das *Gloria Patri* („Ehr sei dem Vater“) und das *Halleluja* singt, kommt aus der Evangelischen Gemeinschaft, dass man die Bekanntmachungen vor der Predigt statt hinterher gibt, stammt aus der methodistischen Tradition. (Woher stammt eigentlich die baptistische Sitte, die Bekanntmachungen vor der Predigt zu geben?) Die zur Zeit gültige Agende aus dem Jahre 1991 hält sich weitgehend an das bisherige Muster, schlägt aber einen Gemeinschafts- und Fürbitte- teil im Anschluss an die Bekanntmachungen vor (siehe oben die Besprechung des Heftes von JOACHIM GEORG). Als sehr alte Tradition ist erhalten geblieben, dass die Schriftlesung sowohl aus dem Neuen als auch aus dem Alten Testament erfolgt.

Die gegenwärtige Situation im deutschsprachigen Methodismus ist laut KLAIBER davon bestimmt, dass nicht alle mit der jetzt gültigen Agende zufrieden sind. Es gibt einige wenige, die möchten, dass die liturgischen Traditionen der übrigen Christenheit in größerem Umfang und in konsequenterer Weise aufgenommen werden. Andere möchten, dass der alte schlichte Predigtgottesdienst wieder normativ wird (siehe das oben besprochene Heft von HEINZ SCHÄFER). Sehr viele wünschen, dass mehr Gelegenheiten für eine aktive Beteiligung der Gottesdienstteilnehmer gegeben werden. In jüngster Zeit melden sich auch junge Leute, die Frömmigkeitsformen der Charismatischen Bewegung anwenden möchten, was bei konsequenter Umsetzung jedoch häufig zum Auszug der traditionell Gesinnten führt. KLAIBER summiert, dass ein Besucher mehrerer methodistischer Ortsgemeinden recht unterschiedliche Gottesdienstformen erleben wird – eine Aussage, die man für den Baptismus in Deutschland genauso machen kann (allerdings mit dem Unterschied, dass im Baptismus erheblich weniger Offenheit für die liturgischen Elemente der christlichen Tradition besteht).

Sehr anregend ist der Schlussabschnitt. KLAIBER beschreibt hier den christlichen Gottesdienst als einen Raum mit drei Dimensionen: Begegnung mit Gott als Höhe, Gemeinschaft der Gläubigen untereinander als Breite und Ausrichtung auf die Herausforderungen durch die Welt als Länge. Das ist ein sehr hilfreiches Bild, weil es anschaulich macht, dass die drei Bezüge des Gottesdienstes auf Gott, die Gemeinde und die Welt (einschließlich der Kirchendistanzierten) nicht auseinandergerissen werden dürfen.

Die Geschichte des methodistischen Gottesdienstes in Deutschland fasst KLAIBER so zusammen, dass eine neue Gotteserfahrung auch eine neue Gottesdienst- erfahrung hervorbrachte und dass die neue Gottesdienstform dann angepasst wurde an die in Deutschland allgemein übliche protestantische, d. h. lutherische und reformierte Gottesdiensttradition. Diese Anpassung an landeskirchliche Liturgien sei eine Bereicherung für den Methodismus gewesen, habe aber auch die Gefahr mit sich gebracht, das besondere methodistische Erbe zu unterdrücken.

Die Geschichte des baptistischen Gottesdienstes ist der des methodistischen in vielem verwandt, wenn man etwa an die sehr schlichte Form des ursprünglichen Predigtgottesdienstes denkt oder an die späteren Generationen nicht leicht vermittelbare erwecklich-emotionale Prägung aller Elemente der Gottesdienste des 19. und anfangenden 20. Jahrhundert. Auf baptistischer Seite hat man Elemente aus der

älteren kirchlichen Liturgie sehr viel langsamer und zaghafter aufgenommen als im Methodismus. Dass bei uns ab und an das Vaterunser gebetet wird und eine Wechselliedung aus den Psalmen stattfindet, ist eine Entwicklung erst seit den späten 60er Jahren des 20. Jahrhunderts. Das Glaubensbekenntnis kommt immer noch nicht vor. Das *Gloria Patri* und das *Agnus Dei* („Christe, du Lamm Gottes“) stehen zwar ebenso in den „Gemeindeliedern“ von 1978 (Nr. 6 und 205) wie „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ (Nr. 1), gesungen werden sie bisher jedoch höchst selten. Das *Kyrie eleison* „Herr, erbarme dich“ wird ganz gelegentlich in gesprochener Form bei Fürbitten verwendet. Dabei bräuchte man wirklich keine Angst vor einer falschen „Verkirklichung“ zu haben, wenn man die traditionellen liturgischen Elemente stärker aufnähme, denn die Kraft einer neuen geistlichen Gemeindebewegung erweist sich ja nicht darin, dass sie alles anders macht als die anderen. Ein solcher radikaler Traditionsbruch verleugnet, dass auch bei den anderen und älteren Kirchen geistliche Gaben vorhanden sind. Es ist wohl das ungünstige Erbe des Puritanismus⁴, das die totale Abkehr von der herkömmlichen Liturgie erzeugt hat. Gesünder wäre es, auch bei der Gottesdienstgestaltung dem biblischen Leitwort (1. Thess 5, 21) zu folgen: „Prüft aber alles [auch aus der älteren Liturgie], und das Gute behaltet.“

Uwe Swarat

Das Dozentenkollegium
des Theologischen Seminars Elstal
des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland K. d. ö. R.
Johann-Gerhard-Oncken-Str. 7
14641 Wustermark bei Berlin